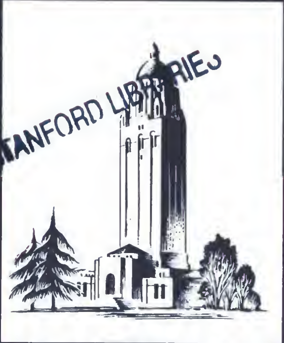


In ägyptischen Diensten

Max Müller





Der Hafen von Alexandrien.

In ägyptischen Diensten.

Erlebnisse

eines

ehemaligen preußischen Husarenoffiziers.

Von

Max Müller,
Lieutenant a. D.

Mit 10 Abbildungen und einer Karte von Unter-Aegypten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

Vorwort.

Das Interesse, welches die gesammte gebildete Welt hauptsächlich seit der Eröffnung des Suezkanals an Aegypten wieder gewonnen hat, veranlaßt mich, auch meinerseits dasjenige zur Kenntniß jenes Landes der Oeffentlichkeit zu übergeben, was ich während einer mehrjährigen Thätigkeit als ägyptischer Beamter näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Hunderttausende von Fremden besuchen alljährlich das ehrwürdige Delta des Nils. Sie ziehen von Alexandrien nach Kairo, von einem Hotel zum andern, von einem Denkmal zum andern. Immer in Begleitung eines ägyptischen Dragoman, kommen sie mit dem Volke selten in Berührung.

Nur wenige von ihnen gelangen in die Dörfer und kleinen Städte, und wol niemals unterzieht sich ein Reisender der Mühe, seine Schritte in die Wüste zu lenken.

Wer aber nicht mit und unter dem ägyptischen Volke gelebt, wer nicht wenigstens etliche Tage durch die Wüste geritten ist, der kann die Sitten und Gebräuche der Aegypter nicht verstehen und sich in ihre Anschauungen nicht hineindenken.

Dies dem Leser an der Hand etlicher selbst erlebter Thatsachen zu ermöglichen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Einige grelle Farben konnten nicht umgangen werden, sollte die Wirklichkeit zum vollen Ausdruck gelangen.

Berlin, im August 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

Abbildungen.

1. Einleitung.

Im Februar eines der siebziger Jahre befand ich mich in Port Said, dem Nordende des Kanals von Suez, als ich an der Table d'hôte des Hôtel der Nederlanden daselbst den damaligen Chef und Generalinspector der ägyptischen Küstenwache, den englischen Major James Morice, kennen lernte.

Major Morice, welcher bereits den Titel Bey führte, war in Begleitung seines Adjutanten, Mr. Roof, auf seiner ersten Inspectionsreise begriffen. Kaum vier Wochen früher hatte Se. Hoheit der Vicekönig Ismail Pascha ihm die Leitung der Küstenwache übergeben. Die Organisation eines geregelten Dienstes in Alexandrien und nächster Umgebung hatte Morice-Bey so in Anspruch genommen, daß er erst jetzt und nach Wochen dazu gelangte, die weiter entfernt aufgestellten Posten der Küstenwache in Augenschein zu nehmen.

Auf einem Regierungsdampfer von Alexandrien kommend, hatte er sämmtliche an der Küste des Delta errichteten Stationen der Küstenwache besucht und

wollte nun den Kanal von Suez hinauffahren, um auch die längs desselben und in Suez stationirten Mannschaften zu inspiciren.

Mit dem, was er bisher gesehen, schien er nicht zufrieden und viel mehr entschlossen zu sein, in dem Personal der Küstenwache große Veränderungen vorzunehmen.

„Ein Drittel meiner Stationschefs", so sagte er mir, „muß ich entlassen, weil sie untüchtig, ein anderes Drittel aber, weil sie Diebe oder Diebesgesellen sind, die nicht nur im Dienst Sr. Hoheit des Vicekönigs, sondern auch in dem der reichen griechischen Schmuggler stehen. Diese letztern, die goddamned Greeks", so fuhr er fort, „haben mir die wenigen Tage, die ich in ägyptischen Diensten bin, schon sauer genug gemacht, doch hoffe ich, ihnen bald überzukommen und Achtung vor dem Gesetz und den Gesetzeswächtern zu lehren."

Auf die erste Bemerkung von Morice-Bey eingehend fragte ich denselben: „Können Ew. Excellenz denn nicht von Sr. Hoheit dem Vicekönig jüngere ägyptische Offiziere zu Ihren Truppen abcommandiren lassen", worauf mir Morice-Bey etwa Folgendes erwiderte: „Ich habe, offen gestanden, zu den ägyptischen Offizieren wenig oder gar kein Zutrauen; sie sind zu cordial mit den Untergebenen, besitzen wenig Energie und scheuen das Feuer. Bei dem mittelmäßigen Soldatenmaterial aber, aus welchem die ägyptische Mannschaft der Küstenwache besteht, muß ich wenigstens durchaus tüchtige, zuverlässige Offiziere zu engagiren suchen und diese kann ich nur unter Europäern finden."

Als die Tafel aufgehoben war, eilte ich nach Hause, holte alle meine Zeugnisse, vom Eintritt ins Potsdamer Cadettenhaus 1862 bis zum Austritt aus der Armee 1876, und ging wieder nach dem Hotel zurück.

Morice-Bey hatte sich auf sein Zimmer im obern Stockwerk des prachtvollen Hotels zurückgezogen, saß auf der luftigen Veranda, sich in einem Rohrstuhl schaukelnd, die neuesten Nachrichten der Times entnehmend. Als ich bei ihm angemeldet wurde, ließ er mich sogleich näher treten, und nun entpuppte ich mich kurz entschlossen als frühern deutschen Offizier, legte ihm meine Papiere vor, zugleich anfragend, ob er mich in der Küstenwache gebrauchen könne.

Zu meiner Freude engagirte er mich sofort mit einem Monatsgehalt von 15 Pfd. Sterling und ernannte mich zum Subinspector of Coast-Guards für die Küstenstrecke von Ramleh bis Abukir.

„Ich habe“, sagte Morice-Bey, „seit dem Kriege von 1870 eine hohe Meinung von den deutschen Offizieren gewonnen, so hoch, daß ich sie ebenso gern in meine Dienste nehme wie englische.“

Diese anerkennenden Worte eines erfahrenen Engländers für das deutsche Offiziercorps waren mir sehr erfreulich. Meinen Dank dafür nahm Morice-Bey wohlwollend auf, ebenso die Versicherung, daß ich bestrebt sein würde, den Dienst in der ägyptischen Truppe so zu verrichten, wie dies in der deutschen oder englischen Armee Sitte wäre.

Mit dem nächsten Dampfer des Oesterreichischen Lloyd, der in etwa vier Tagen in Port Said sein mußte,

sollte ich mich nach Alexandrien begeben und dort die Ankunft von Morice-Bey abwarten, der nach seiner Inspectionsreise längs des Suezkanals noch nach Kairo wollte, um Sr. Hoheit dem Vicekönig Vortrag zu halten.

Während wir dies zusammen besprachen, meldete der Adjutant, daß der Dampfer an der Landungsbrücke vor dem Hotel zur Abfahrt bereit läge. Ich begleitete meinen neuen Chef hinunter und begab mich zur Stadt zurück, während der Raddampfer seine Schaufelräder in Bewegung setzte, dem Eingang des Kanals von Suez zusteuernd.

Während ich nun den Tag des Eintreffens des von Syrien kommenden und nach Alexandrien gehenden Lloyddampfers abwartete, suchte ich mich in Port Said soviel als möglich über die Einrichtungen der ägyptischen Küstenwache zu informiren. Ich wurde hierin bereitwilligst unterstützt durch den Hafenkapitän von Port Said, den englischen Kapitän Cookson, ein Freund von Morice-Bey; derselbe entwarf mir folgendes Bild von dem damaligen Stand der ägyptischen Küstenwache.

Die Küstenwache dient in Aegypten wie in allen Ländern, welche Zölle auf den Eingang von fremden Waaren erheben lassen, zum Schutz seiner Küsten gegen Schmuggel aller Art, in Aegypten vorzüglich gegen Contrebande von Taback, Opium und Pulver, welche damals mit einem Zoll von 20% des Taxwerthes der Waare belegt waren. Da sich nur in den vier größern Küstenplätzen des Mittelmeeres, in Alexandrien, Rosette, Damiette und Port Said, und

am Rothen Meere in Suez, Suakin und Massaua Steuerämter befanden, so durften auch nur an diesen Orten mit Waaren beladene Schiffe anlaufen und löschen. Während aber an der Küste des Rothen Meeres ein Schutz gegen Schmuggel nur in Suez nothwendig war, erforderte die Küste am Mittelmeer einen großen Aufwand an Truppen und Geld, um den daselbst stark entwickelten und in hoher Blüte stehenden Schmuggelhandel nur einigermaßen im Zaum zu halten.

Es werden fast nur türkische und griechische Tabacke von den Inseln des griechischen Archipels nach Aegypten eingeführt. Anstatt aber in den Häfen die hohen Eingangszölle von 20% zu zahlen, ziehen die Griechen, welche sehr gut mit dem Gelde und den Verhältnissen zu rechnen wissen, es vor, ihre Waaren an wenig beobachteten Punkten der Küste unter Bestechung der Beamten der Küstenwache zu landen, wodurch sie 10—15% an Eingangszoll ersparen.

Die Verantwortlichkeit für das etwaige Mislingen der Landung der Waaren außerhalb der Häfen trägt allein der Kaufmann, nicht aber der Schiffskapitän, der in seinem Segelschiffe die Waare nur an einen beliebigen Punkt der Küste zu transportiren übernommen hat. Der Kapitän verpflichtet sich also nur, innerhalb einer bestimmten Zeit an die Leute des Importeurs die übernommenen Waaren an einem vom Kaufmann beliebig zu wählenden Punkt der Küste richtig abzuliefern.

Die Zeit, binnen welcher die Ladung gelöscht sein muß, wird reichlich bemessen, um gute Vorbereitungen zur Landung treffen zu können.

Langt ein mit Contrebande beladenes Segelschiff, dessen Kapitän mit bestimmten Weisungen noch nicht versehen ist, an der Küste an, so kreuzt es auf und ab, sendet mittels eines kleinen Bootes Nachricht von seinem Eintreffen an den Kaufmann und verabredet Ort und Zeit der Ausladung. Bei dem Kreuzen muß das Schiff mindestens vier Seemeilen von der Küste entfernt bleiben, wenn es sich nicht der Gefahr aussetzen will, von den ägyptischen Regierungsdampfern angehalten und visitirt zu werden. Solche Visitationen fallen gewöhnlich für den Kapitän des Schiffes sehr ungünstig aus, da dessen Papiere selten in Ordnung sind und die Ladung sowie die Umstände, unter welchen das Schiff angetroffen wurde, meist genügenden Grund abgeben, dasselbe mit Beschlag zu belegen.

Trotz der hohen Transportpreise, die für Contrebandeladungen zugestanden werden, sind nur wenige unabhängige Kapitäne zu solchen Geschäften bereit. Die reichen ägyptischen Tabacksimporteure besitzen deshalb eigene Segelschiffe, die, mit ihren Beamten besetzt, um so besser den Schmuggelhandel ausführen können.

Sobald die Contrebande an der Küste ausgeladen ist, wird sie von Beduinen in Empfang genommen, auf deren Kamele geladen und nun nach dem Depot des Kaufmanns im Innern des Delta geschafft.

Von den hauptsächlichsten Schmuggelwaaren, Taback, Opium (Chaschâsch) und Hanfextract (Haschisch), gelangt der Taback in circa 1 Centner schweren, 50 cm hohen und 75 cm langen, in Leinwand oder Bast eingenähten Ballen nach Aegypten, und nehmen die gewöhnlichen

griechischen Segelschiffe 3—600 Ballen an Bord. Die Beduinen hingegen laden auf ihren Transporten von der Küste nach dem Innern zwei, drei oder vier Ballen pro Kamel, je nach Stärke des Thieres und Länge des Weges, sodaß der Transport der Ladung eines Schiffes von 600 Ballen Inhalt etwa 150—200 Kamele erfordert. Da indessen die Löschung der ganzen Schiffsladung mit einem male ein zu großes Risico in sich birgt, ziehen die Kaufleute vor, lieber in kleinern Quantitäten auszubarkiren, jeden Abend etwa 30—50 Ballen, wodurch das Schiff allerdings genöthigt ist, längere Zeit an der Küste zu kreuzen.

Die andern Hauptschmuggelartikel, Opium und Hanfextract gelangen in zweierlei Form nach Aegypten, flüssig in Flaschen und fest, mit einer Erde gemischt und in kleinen Säckchen verpackt. Unbedeutender als der Handel mit diesen ist der mit Pulver und Schrot, welche Artikel sozusagen als Ueberfracht eingeführt und hauptsächlich zu Geschenken an die Beduinen von seiten der Griechen benutzt werden.

Dem Bunde der Griechen und Beduinen gegenüber sind die ägyptischen Küstenwächter im allgemeinen nicht gewachsen. Zum mindesten ebenso gut oder schlecht bewaffnet wie die Küstenwache, befinden sich Griechen und Beduinen in der angenehmen Lage, ihre Kräfte im gegebenen Moment sämmtlich auf einen Punkt concentriren zu können, während die Küstenwächter gezwungen sind, mit ihren Leuten alle Punkte der Küste besetzt zu halten, sodaß sie im entscheidenden Augenblick dem Feinde numerisch stets unterlegen sind.

Hierzu kam, daß die ägyptische Regierung bei ihrem chronischen Geldmangel nicht allein den Linientruppen, sondern auch der so überaus wichtigen Specialtruppe, der Küstenwache, den fälligen Gehalt nicht pünktlich auszuzahlen vermochte. Ich habe später selbst Soldaten unter mir gehabt, denen die Regierung einen dreizehnmonatlichen Gehalt schuldete. Da nun fast alle ägyptischen Küstenwächter verheirathet sind, und zwar nicht nur mit einer, sondern mit mehrern Frauen, so ist es erklärlich, daß sie bei dem harten Dienst in großer Noth und Eingeschränktheit leben mußten. Noth und Gelegenheit machen zu Dieben, und so geschah es bei der Küstenwache, daß ein großer Theil derselben dem griechischen Gelde zugänglich wurde. Es ist jedoch meine feste Ueberzeugung, daß dergleichen bei pünktlicher Bezahlung des Soldes nicht vorgekommen wäre, und diese Ansicht mußte auch wol die Morice-Bey's gewesen sein, der gleich bei Uebernahme der Stellung eines Generalinspectors der Küstenwache dem Vicekönig erklärte, den Posten nur unter der Bedingung behalten zu wollen, daß der monatliche Sold seiner Untergebenen, ohne Unterschied der Person, pünktlich am letzten jedes Monats zur Auszahlung gelangte.

Der Vicekönig versprach ihm dies und hat sein Versprechen gehalten; nie haben wir uns über unpünktliche Bezahlung zu beklagen gehabt. Den bis dahin rückständigen Sold war die Regierung jedoch nicht im Stande nachzuzahlen und ich bezweifle, daß es je geschehen ist oder geschehen wird.

---

2. Port Said.

Auf der schmalen Landzunge, die sich im nordöstlichen Winkel des Nil-Delta zwischen dem Mittelmeer und dem See Mensaleh hinzieht, stand, bevor der Kanal von Suez gebaut wurde, nur ein kleines, unbedeutendes arabisches Fischerdorf. Die fleißigen, nüchternen Bewohner desselben verdienten sich ihr Brot durch Fischfang und Handel mit wildem Geflügel, das auf dem See Mensaleh in überaus reichem Maße vorhanden ist. Dieses Leben bei stets gefüllten ägyptischen Fleischtöpfen hatte aber auch unangenehme Kehrseiten. Auf der schmalen Sanddüne, stieß man beim Graben schon in 2 m Tiefe auf salziges Wasser, und von Bäumen und Sträuchen war keine Spur vorhanden. Holz zu ihren Hütten und Wasser zum Trinken holten die Bewohner mit Kahn vom Nil her über den See Mensaleh oder längs der Küste von Damiette, während die gefangenen Fische und das erlegte Geflügel den weiten Weg zum Markt im Kahn gefahren werden mußten. Die Entfernung bis zur nächsten Stadt jenseit des Mensaleh-Sees nach Matarieh, beträgt 30 km, nach Damiette selbst 50 km, welche Orte bei günstigem Winde in vier

bis acht Stunden in Segelbooten zu erreichen sind. Herrscht Windstille auf dem See, so reichen oft zwei bis drei Tage nicht, um nach jenen Märkten zu gelangen.

Zu diesen Unbequemlichkeiten trat noch die stete Angst vor Ueberfällen vom Osten her, aus El Arisch, dem Grenzlande zwischen Asien und Afrika, zwischen der Türkei und Aegypten. Ein räuberischer Beduinenstamm, der dort hauste, hielt die ganze Gegend in Furcht und Schrecken. Einzelne Leute, die an der Küste fischten, wurden von den Beduinen ausgeraubt oder getödtet; Frauen und Mädchen auf Nimmerwiedersehen in die Wüste entführt.

Der Bau des Kanals von Suez änderte mit einem Schlage diese ganzen Verhältnisse zu Gunsten des einsamen Dorfes.

Oestlich von demselben, dicht an dem neu ausgegrabenen Hafenbassin, erhob sich auf der durch die massenhaft ausgeschachtete Erde erhöhten Fläche eine kleine europäische Stadt mit schönen, breiten, geraden Straßen und niedlichen Häusern. Arbeiter aus Aegypten, Syrien und Griechenland, aus Italien, Oesterreich und Frankreich, und auch manche Deutsche strömten nach dem Isthmus und errichteten bald hier, bald dort ihre Zeltlager, je nachdem die Arbeiten am Kanal vorwärts schritten. Lebensmittel wurden in großen Mengen verbraucht; kein besseres Geschäft gab es, als in dem neu entstandenen Port Said einen Laden, ein Hotel oder ein Restaurant zu errichten. Vermögen konnten über Nacht verdient, aber auch verloren werden. Aus Europa vertriebene Roulettes

schlugen in Port Said ihre Heimstätte auf und besorgten das Geschäft der Ausbeutung, im Bunde mit zahlreichen Schwindlern, Gaunern und anderm Gesindel. Die Arbeit des Ausgrabens des Kanalbettes bei glühender Sonne und stundenlangem Stehen in salzigem Wasser, wobei sich größere und kleinere Seethiere an den Beinen der Arbeiter festsetzten, war schwer und gefährlich. Epidemien brachen aus und rafften viele dahin. Tausende von Männern liegen längs des Kanals begraben, die, gleich Soldaten in der Schlacht, bis zum Tode an der harten Stelle aushielten, welche ihnen zugewiesen war. Aber der gute Verdienst und die Eigenartigkeit der Arbeit zog immer wieder neue Menschenmassen heran, die ihr Glück in kurzer Zeit zu begründen dachten.

Als die Arbeit am Kanal beendet und letzterer am 17. November 1869 dem Verkehr übergeben war, wurde das Leben in Port Said etwas nüchterner und eintöniger. Die großen Menschenmassen zogen ab; wer kein Geschäft besaß, verließ den Ort. Die hohen Preise sanken auf die gewöhnliche ägyptische Scala zurück und gesittetere Zustände traten an Stelle des wüsten Lebens und Treibens. Durch die Verstärkung des europäischen Elements in Port Said und durch mehrere nach dem Lande El Arisch unternommene Expeditionen war die Macht der Beduinen daselbst gebrochen worden. Jetzt wurde auch das Gros der europäischen Räuber und Mordgesellen aus Port Said verdrängt. Leute mit schlechtem Leumund verwies man des Landes oder entführte sie gewaltsam zu

Schiff. Einer meiner Soldaten erzählte mir, sie hätten an einem Tage über 40 Griechen, die meist Morde begangen hatten, nach einem ägyptischen Kriegsschiff bringen müssen, das mit ihnen in das offene Meer gefahren sei; dort seien die Griechen in das Wasser gestürzt worden.

Dem Uneingeweihten scheint dies Mittel zu drakonisch, zu orientalisch; der Kenner jedoch wird es unter Berücksichtigung der Verhältnisse als das einfachste und beste erklären müssen. Damals, wie noch jetzt, galt Aegypten als der Zufluchtsort für jeden Griechen, der in seinem Vaterlande mit den Gesetzen in Conflict gerathen war. Und in Aegypten setzten solche Leute ihre Schlechtigkeiten fort, beschützt von den griechischen Consulaten, die bis heute fast durchgängig in dem Rufe stehen, daß sie für Geld Absolution für alles gewähren.

Eine Besserung dieser Verhältnisse wird erst eintreten, wenn anstatt der kaufmännischen Consulate ordentliche griechische Berufs-Consulate in Aegypten geschaffen werden, welche die dortigen Behörden in ihren Bestrebungen nach Herstellung geordneter Verhältnisse wirksam unterstützen, nicht aber sie hintergehen und bekämpfen wie bisher. Die merkwürdige Ansicht der griechischen Consuln, ihr Patriotismus erfordere, selbst die größten Schurken ihrer Nation gegen ägyptische Behörden in Schutz zu nehmen, bewirkt, daß sich Aegypten immer wieder mit griechischem Gesindel füllt, so daß jedermann gutthut, stets Waffen bei sich zu führen und zwar nicht der Araber, sondern der Griechen halber.

Die Bevölkerung des europäischen Theils von Port Said beträgt zur Zeit etwa 10000 Seelen, die des arabischen Dorfes 1500. Von den 10500 in Port Said Lebenden sind 5000 Griechen, 3000 Araber, der Rest Franzosen, Italiener, Oesterreicher, Deutsche und Engländer.



Hotel der Nederlanden in Port Said.

Die schönen geraden Straßen sind mit hübschen Holzhäusern in südfranzösischem Stil bebaut. Das Centrum der Stadt ist mit Läden und Restaurationen, mit Bazars und Hotels angefüllt, während an der Peripherie sich schon Villen erheben, die von den zahlreichen gut besoldeten Beamten, Consuln und reichen Kaufleuten bewohnt werden.

Durch vorzügliche Lage zeichnet sich das deutsche Consulat aus, das dicht am Hafen erbaut, jedermann sofort auffällt.

Von den Hotels war das am Eingange zum Kanal gelegene und dem verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande gehörige Hotel der Nederlanden unstreitig das imposanteste und beste. Von dem großartigen Gebäude diente nur die eine Hälfte als Hotel, die andere war eine Niederlage für holländische Waaren aus Java u. s. w. und Dienstwohnung des holländischen Consuls. Der größte Theil des für Südeuropa bestimmten Javakaffees lagert für kurze Zeit in den prächtigen Kellereien dieses fürstlichen Hauses. In den großen Hofräumlichkeiten befindet sich außer einer Kohlenniederlage für holländische Schiffe noch eine Dampfwäscherei, die, damals von einem Deutschen geleitet, in Port Said reichlich beschäftigt wurde, da sie für die Passagiere der den Kanal passirenden Schiffe das Reinigen der Wäsche in schnellster Weise innerhalb der Zeit besorgte, während welcher ein Schiff Kohlen und Wasser einnimmt.

Port Said ist eine Stadt der Neuzeit und hat sich ihre Erfindungen zu Nutzen gemacht. Es besitzt Gas- und Wasserleitung, und selbst eine Eisfabrik mit Maschinen aus Nordhausen labt Europäer wie Araber mit ihrem krystallklaren Producte. In allen Cafés der Stadt bekommt man sein Glas Limonade mit Eis und in den Bierhäusern, von denen es eine ganze Anzahl gibt, liegt das Faß Wiener (Dreher'sches) Bier im kühlen Eisschrank. Da außerdem jedes den Hafen passirende Schiff Eis an Bord nimmt, so hat die Fabrik vollauf zu thun und macht glänzende Geschäfte.

Der Lebensunterhalt in Port Said ist billig und

gut. In den europäischen Restaurants ißt man nach der Karte oder nach einem vorgeschriebenen Menü, ganz so wie in Deutschland. Besonders gut hat mir stets die italienische und die griechische Küche gemundet, die kräftige Fleischspeisen, treffliche Saucen mit Tomaten, und den herrlichen Bouillon-Reis auf die Tafel bringen. Die in diesen Restaurants gelieferten italienischen und griechischen Landweine sind entschieden besser als die im Orient zu erlangenden sogenannten französischen Weine, welche günstigstenfalls von guten Destillateuren in Marseille oder Bordeaux, meistens aber von elenden Stümpern in Port Said selbst fabricirt, aber als echte französische Weine ausgegeben werden und so den Ruf des echten französischen Weines sehr schädigen.

Auch die Speisen in einzelnen arabischen Restaurationen waren recht schmackhaft und sehr appetitlich zubereitet. Da man in arabischen Speisehäusern kein Bier oder Wein servirt erhält, so werden sie von Europäern wenig oder gar nicht besucht, die es außerdem ganz mit Unrecht zu vermeiden suchen, mit Arabern an einem Tische zu speisen, da diese beim Essen anstatt der Messer und Gabel sich ihrer Finger bedienen.

Wer indessen die große Sauberkeit gesehen, welche die Araber gerade beim Essen entfalten, der wird in ihren Manieren nichts Anstößiges finden.

In sprachlicher Beziehung gibt es wol keine zweite so interessante Stadt als Port Said. Fast sämmtliche europäische, eine große Anzahl afrikanischer und eine ebenso große Zahl asiatischer Sprachen kann man dort täglich sprechen hören. Vorwiegend ist das Arabische

dann aber hört man Griechisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Türkisch, Deutsch, Holländisch, Russisch, Spanisch, Portugiesisch, Dalmatinisch, Serbisch, Walachisch, Böhmisch, Montenegrinisch, Polnisch; ferner den syrischen Dialekt des Arabischen, Berberinisch, Malayisch, und auch wol Chinesisch und Japanisch.

Unter diesen Verhältnissen ist es gar nicht zu verwundern, daß der in Port Said angesessene Araber von allen Sprachen etwas versteht und zwar stets soviel als er braucht, um sich geschäftlich für Leute aller Nationen verständlich zu machen. Der richtige Straßen-Araber von Port Said erkennt die Nationalität eines jeden gleich an der äußern Erscheinung, und ehe der Fremde seinen Mund aufgethan, redet der Araber ihn schon mit den wenigen Brocken an, die ihm von des erstern Sprache zur Verfügung stehen. Zum Beispiel war ich den Arabern als Deutscher (Almâni) oder Preuße (Brussiâni) bekannt. So oft ich nun nach dem Hafenbassin kam, um ein Boot zu besteigen, stürzten die Bootsleute auf mich zu mit dem Rufe: „Gut Boot, ich — gut Boot; ich — Bismarck-Boot; Herr Deutscher, kommen Sie hier!“ Der Name Bismarck ist in der ganzen Welt bekannt geworden; in jeder größern Stadt gibt es gewiß ein Café Bismarck, eine Bismarck-Passage oder dergl. Der Name Bismarck in Aegypten ist identisch geworden mit der Bezeichnung alles Brauchbaren und Guten. In Alexandrien und Kairo bringen die Eseljungen, welche ihre Thiere einem Deutschen empfehlen wollen, den Namen Bismarck mit ihrem Langohr zusammen und

preisen ihre Esel als Bismarck-Esel an, eine Combination, die den patriotischen Deutschen anfänglich unangenehm berührt, die jedoch harmlos und in dem guten Sinne aufgefaßt werden muß, wie sie von den intelligenten Erfindern gemeint ist.

Steht ein Trupp Eseljungen beisammen, und behauptet einer von ihnen, nur er habe einen Bismarck-Esel, so kommt es stets zur Rauferei, da jeder den Bismarck-Esel für sich in Anspruch nimmt. In die Rauferei wird der Fremde nicht selten mit verwickelt, wird am Aufsteigen gehindert und kann dann nicht anders, als kräftig auf Jungens und Bismarck-Esel dreinzuschlagen, um dann dem Knäuel dieser störrischen Brüder sich zu entwinden.

Port Said bildet mit seinen geradlinigen, sich rechtwinkelig schneidenden 13—14 Straßen ein Quadrat von je $^1/_2$ km Seitenlänge. Dieses Quadrat denke man sich auf die von drei Seiten von Wasser bespülte, lang gestreckte, kaum $^3/_4$ km breite Landzunge so niedergesetzt, daß die Ostseite an das Hafenbassin, die Südseite an den See Mensaleh stößt, während die Nordseite 100—300 m vom offenen Mittelmeer entfernt bleibt und die Westseite nach der sich verschmälernden Landzunge hinaus liegt. Etwa 800 m vor der Westseite der Stadt und von dieser durch eine sterile Sandfläche getrennt, befindet sich das schon oben genannte arabische Fischerdorf und auf der Ebene, welche sich zwischen der Nordseite der Stadt und dem Strande des offenen Meeres ausbreitet, liegen, gleich vorgeschobenen Posten, auf halber Entfernung von der Stadt, drei einzelne

hübsche Gehöfte, welche so recht geeignet scheinen, dem Schmuggelhandel als erste Schlupfwinkel und Station zu dienen. Diese ganze Situation war mir genügend bekannt, nicht so indeß die speciellen Einrichtungen der Küstenwache, ihre Maßregeln zum Schutz vor Schmuggelhandel und ihr Verhalten im Dienst.

Um mich vor meiner Abreise über letztere Punkte zu informiren, unternahm ich mehrere Nachtpatrouillen, deren Eindrücke hier folgen mögen.

Nach 9 Uhr abends begab ich mich von meiner in der Mitte der Stadt gelegenen Wohnung nach dem Hafenbassin, an welchem noch reges Leben herrschte. Ein größeres Passagierschiff hatte gegen Abend erst den Kanal passirt, nahm augenblicklich Kohlen ein und beabsichtigte um 11 Uhr nachts die Anker zu lichten und das Meer zu erreichen. Das Hin- und Herfahren der Passagiere vom Schiff nach dem Lande dauert in solchen Fällen bis eine halbe Stunde vor Abgang des Schiffes. Alle Straßen der Stadt sind mit Menschen gefüllt und die Läden geöffnet. Europäische Concertmusik erklingt bis an den Quai heran, das Anschlagen der Wellen an den Strand und an die zahlreichen Boote übertönend. Da, wo die Hauptstraße auf den Quai mündet, neben dem Hauptsteueramt, standen zwei Küstenwächter auf der Mitte der Straße, alle von außen Kommenden musternd und wenn nöthig befühlend, ob sie etwa Tabak oder andere Contrebande bei sich führten. Das Aussehen dieser Repräsentanten meiner zukünftigen Truppe war für das Auge eines deutschen Soldaten einigermaßen

befremdend. Den großen blauen ägyptischen Soldatenmantel über dem weißen Drillich-Anzug, den Fes tief in den Nacken gedrückt, die Füße ohne Strümpfe in höchst primitive Schuhe gesteckt und anstatt einer blanken Waffe sich auf einen langen Hirtenstab stützend, konnten die überdies bejahrten Leute nicht gerade sonderlich Respect hervorrufen. Ohne mich länger aufzuhalten, ging ich an ihnen vorüber den Quai entlang in der Richtung nach dem Leuchtthurm.

An der zweiten Straßenecke, am deutschen Consulat, sowie an der letzten Straße am Quai waren wieder Küstenwächter, aber nicht als Doppel-, sondern Einzelposten stationirt, die ihren Pflichten indeß wenig zu entsprechen schienen. Sie saßen mit dem Rücken gegen eine Hauswand gelehnt, rauchend da, um vorbeipassirende Leute sich durchaus nicht kümmernd; zwanzig Schritt vor ihnen am Quai rauschte das Meer an die Pfeiler einer etwas vorgebauten Landungsbrücke, auf der eigentlich für einen der Posten der richtige Platz gewesen wäre. Von der Brücke aus war das Hafenbassin selbst bei großer nächtlicher Dunkelheit bis über die Hälfte seiner Breite zu überschauen, während von dem Platz, an welchem die Posten standen oder saßen, in der Dunkelheit vom Meer absolut nichts gesehen werden konnte.

Am Stadtrande entlang gehend, passirte ich sämmtliche Posten der Küstenwächter und fand sie mehr oder weniger alle in ähnlichem Zustande vor. Die Küste an der Nordseite und die drei einzelnen vorgeschobenen Gehöfte schienen nicht bewacht zu sein. Von einem

controlirenden Offizier war nichts zu sehen, auch patrouillirten die Leute untereinander sehr wenig, obgleich sie die Instruction hatten, daß sie von Zeit zu Zeit nach rechts oder links nach dem Nebenposten sich umsehen sollten. Wahrscheinlich faßten sie letzteres wörtlich auf, drehten in jeder Stunde ihre Köpfe einmal nach rechts und links und erstatteten damit ihre Patrouillen ab.

Durch einigen Aufenthalt in der Nähe jedes der Posten war es 10 Uhr geworden, ehe ich die erste Runde um die Stadt beendet und wieder am Quai und am Hauptzollamt angelangt war.

Aus der großen Schiffspfeife des Passagierdampfers wurde gerade das erste Signal zum Anbordgehen gegeben; das zweite folgt gewöhnlich $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunde später. Beim dritten Signal mit der dumpfen hohl klingenden Pfeife werden die Anker gelichtet, die Maschine setzt sich in Bewegung und die Treppen werden in die Höhe gezogen. Was bis dahin nicht an Bord ist, bleibt im Hafen, eine Unannehmlichkeit, der sich sorglose Reisende häufig genug aussetzen. Während ihr Gepäck mit dem Schiffe abdampft, stehen sie am Strande, haben das ans Land mitgenommene Geld verspielt oder verprasst und wissen nun nicht, was sie vor Verzweiflung anfangen sollen. Sie rufen und schreien, das Schiff soll halten und sie noch aufnehmen. Aber ein Schiff ist kein Omnibus, den man durch Rufen wol zum Stehen veranlassen kann. Das Schiff ist in Bewegung und dampft weiter. Ein Glück ist es in solchen Fällen, wenn derjenige, der unfreiwillig zu-

rückbleibt, nicht auch noch eine Familie an Bord des Schiffes hat, die sich über sein Verbleiben entsetzlich ängstigen muß. Ein mir bekannter Kapitän des Oesterreichischen Lloyd erzählte, daß dies kurz vorher einem jungen Ehepaar passirt sei, welches von Shanghai aus auf der Hochzeitsreise begriffen war. In Aden angekommen, steigt der Herr ans Land und versäumt bei der Abfahrt das Schiff. Er depeschirt sofort nach Suez, dem nächsten von dem Schiff anzulaufenden Hafen, daß seine junge Frau dort aussteigen und auf ihn, der mit dem nächsten Schiffe kommen würde, warten möge. Als er acht Tage später nach Suez kommt, erhält er die betrübende Nachricht, daß seine junge Frau unterwegs gestorben und bereits im Rothen Meere begraben sei. Der Mann hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich in Suez zu erschießen, und liegt somit nicht allzuweit von seiner Frau gebettet.

Noch immer schallte die Concertmusik aus der Stadt heraus. In Anbetracht, daß die Nacht, die ich draußen verbringen wollte, noch lang, die Musik aber nur bis zum Abgang des Schiffes währte, ließ auch ich mich von ihren Klängen zum Besuch des größten der in der Nähe des Quai liegenden Concertlocale verleiten.

Der schöne aus Holz gebaute und gut decorirte Saal war voller Menschen. Fremde mit ihren arabischen Führern und Dolmetschern bildeten die Mehrzahl, aber auch einheimische Kaufleute und Beamte wissen die Abende nicht besser und angenehmer zu verbringen, als in den Concerthäusern. Die erhöhte Bühne des Saales war

besetzt mit etwa 20 Damen und fünf bis sechs Herren, unter Leitung eines Musikdirectors. Mit Ausnahme der schon etwas ältern Frau des Directors schienen die Damen das 24. Jahr noch nicht überschritten zu haben, einige kaum das 17.

Ihre hübschen blauen Augen, die blonden und brünetten Haare zeigten, daß sie deutscher oder österreichischer Abkunft waren.

Hübsche ansprechende Gestalten waren es; kein Wunder demnach, daß das Concert reichlich besucht war, abgesehen von der wirklich guten Musik, welche sie boten. Solche Damenkapellen trifft man fast in jeder bedeutendern orientalischen Stadt und sämmtliche Kapellen rekrutiren sich aus der Gegend von Karlsbad, von der sächsisch-böhmischen Grenze, dem Lande der Musiker. Die Tages-Einnahmen und -Ausgaben vertheilen sie gleichmäßig auf alle Glieder der Gesellschaft. Ihre Einnahmen bestehen in einem Fixum pro Abend, an welchem sie spielen, und in Sammelgeld. Nach jedem gespielten Stück sammeln sie ein; ein jeder Zuhörer gibt nach Belieben von 1 Piaster, nach deutschem Gelde 10 Pf., an aufwärts.

Ist die Dame, welche einsammelt, hübsch, dann fällt so manches Geldstück klirrend auf den Teller, sodaß das Sammelgeld drei bis vierfach so groß wird als das Fixum.

Da bei den österreichischen Gesellschaften streng auf gute Sitte gehalten wird, erfreuen sie sich beim Publikum großer Achtung und Beliebtheit. Dieses sitzt in den Localen an kleinen isolirten Tischen, meist Wiener

Bier oder Kaffee trinkend und lebhaft applaudirend, wenn ihnen ein Stück besonders behagt.

Sind Söhne des Mars, Offiziere oder Soldaten im Hafen liegender Kriegsschiffe unter den Gästen, dann erschallt ihre Nationalhymne von der Bühne herab, zum großen Beifall der Buntröcke. Sind Soldaten mehrerer Nation im Saale anwesend, dann werden hintereinander die Nationalhymnen aller gespielt, und befriedigt gehen die Zuhörer nach Hause, nachdem Soldaten befreundeter Nationen häufig Brüderschaft getrunken haben. Nur deutsche und französische Kriegsschiffe vermeiden es mit großer Peinlichkeit, daß ihre Mannschaften gleichzeitig in der Stadt sich vergnügen, weil es zwischen denselben noch immer zu Mishelligkeiten und Excessen gelangt. Auch im Winter 1878 kam es in Port Said zu einem wahren Gefecht zwischen Mannschaften des deutschen Kriegsschiffes „Elisabeth“ und desjenigen französischen, das von dem deutschen Schiff 1870 in Ostasien im Kampfe beschädigt wurde. Die Schlägerei nahm solche Dimensionen an, daß schließlich die ägyptische Wache mit gefälltem Bajonnet die Streitenden auseinander bringen mußte. Seit jener Zeit scheint verabredet zu sein, daß falls deutsche und französische Kriegsschiffe fremde Häfen gleichzeitig anlaufen, die Soldaten nur tageweise und abwechselnd das Land betreten dürfen.

Nachdem ich einige Musikstücke mit angehört, begab ich mich wieder nach dem Quai, um den Abgang des Schiffes mit anzusehen. Das zweite Signal war

längst gegeben; man erwartete jeden Augenblick das letzte. Es kamen noch Passagiere die lange Hauptstraße eiligen Schrittes entlang, aus Furcht vor dem Sitzenbleiben im winzigen Port Said. Die Taue, mit denen das Schiff an den Bojen befestigt war, sind bereits gelöst, die Maschine beginnt zu arbeiten. Endlich erschallt der letzte, hohle, langgedehnte Pfiff, den niemand vergißt, der ihn einmal gehört hat. Während mittels Dampfkraft der schwere Anker gelichtet wird, ist die Treppe in die Höhe gezogen und das Schiff bereits im Gange. Auf der Commandobrücke stehen der Kapitän des Schiffes und der Lootse, welcher das Schiff sicher aus dem Hafen hinausführt.

Jenseit der Untiefen und Küstengefährlichkeiten stoppt die Maschine, und die Treppe wird heruntergelassen; ein daselbst kreuzendes Lootsenboot legt sich längsseit an die Treppe, auf der der Lootse, dem Kapitän ein letztes „Goodbye" zurufend, heruntereilt und sein Boot besteigt. Bis zum Leuchtthurm folgte ich dem Schiffe an der Küste entlang. Von diesem Punkte aus ragt noch eine 2000 m lange Steinbarre in das Meer hinein, die aus großen Steinblöcken bestehend, den Hafeneingang vor starkem Wellengang und Versandung schützen soll.

Da wo die Barre sich an das feste Land anreiht, war auf der offenen Meeresseite ein guter Badeplatz, den ich fast täglich besuchte. Die Wellen des Meeres brechen sich in jenem Winkel besonders hoch an den Steinblöcken der Barre und gewähren neben einem

großartigen Schauspiele ein herrliches Sturzbad. Auf der einen Seite der Barre ist das Wasser in steter Bewegung, auf der andern ist seine Fläche spiegelglatt, den Schiffen einen ruhigen, gesicherten Hafeneingang und Ankerplatz gewährend.

Interessant ist es, das Thierleben an der Küste zu beobachten. Gewisse Arten kleinerer Fische suchen seichte und ruhige Stellen als Laich- und Tummelplätze auf. Solche finden sie nur in den Häfen in ausgiebiger Weise. Die Bassins von Port Said wimmeln geradezu von diesen Fischen, und sehr belehrend ist es, ihrem Schwärmen von erhöhten Punkten aus, z. B. von Landungsbrücken oder von großen im Hafen liegenden Schiffen aus zuzusehen. Die Schlupfwinkel der kleinern Thiere sind den Ungeheuern des Mittelmeeres, den Haifischen und Delphinen, wohl bekannt und sie behandeln diese Orte wie gute Jäger ihre Jagdreviere, d. h. sie gewähren ihnen nach jedem Besuch wieder Ruhezeit, um das Wild nicht gänzlich zu vertreiben.

Während sich die Anwesenheit von Haifischen im Hafen nicht constatiren läßt, da diese ihr Wesen meist in den tiefern Wasserregionen treiben, verrathen sich die Delphine durch Emporschnellen aus dem Wasser, um Luft zu holen; pustend und einen Wasserstrahl in die Höhe spritzend, erscheinen sie mit dem glatten, fetten Leibe außer Wasser, um weiter schwimmend sofort wieder unterzutauchen. Der Weg, den sie zurücklegen, läßt sich infolgedessen genau übersehen, und leicht wäre es, sie abzufangen oder abzuschießen. In Port

Said denkt oder darf niemand hieran denken, da die Delphine den Schutz der Araber genießen, wie die Araber nach der Sage den Schutz der Delphine. Es liegt in dem Bau des Rachens der Delphine begründet, daß sie keine so großen Geschöpfe wie die Menschen sind, verzehren können. Die Natur hat sie auf kleinere Thiere angewiesen. Es können deshalb selbst Kinder mitten zwischen einen Trupp Delphine springen, ohne daß ihnen ein Leid geschieht. Für den Araber jedoch beruht diese Gutmüthigkeit der oft zwölf Fuß langen Wassergeschöpfe auf einem besondern Vertrage, der zwischen dem Uraraber und dem Urdelphin abgeschlossen wurde. Gegenseitige Duldung im gesammten Wasserreiche wurde verabredet und für alle Zeiten zugesagt, und beide Theile halten den Contract stricte ein. Die Delphine haben sich außerdem aber noch dazu verpflichtet, dem Menschen beizustehen, falls dieser von einem Hai angegriffen wird; auch bringen sie menschliche Leichen, die sie im Wasser finden, ans Land, bleiben bei ihnen und weinen, bis Menschen kommen und die Leichen in Empfang nehmen. An diese Mythe glaubt der Araber so fest wie an seinen Koran. So gut sich der Delphin demnach dem Menschen gegenüber aufführt, so unnachsichtlich verfährt er gegen kleinere Fische und was sonst noch im Meere sich aufhält. In Gesellschaft von vier bis fünf Genossen macht er seine Jagden, die wie ein Kesseltreiben aussehen. Kommt ein Trupp Delphine vom Meere nach dem Hafen, dann vertheilen sich die Jagdgenossen auf die ganze Breite des Hafeneingangs und treiben die

kleinern Fische vor sich her in eine Ecke des Hafens. Dicht an das Ufer pressen sich die kleinen Fische und suchen nach rückwärts zu entkommen, aber die Delphine revidiren auch die Ufer; man kann sie alsdann ganz in der Nähe betrachten. Besonders schön war dies am Leuchtthurm von meinem Badeplatze aus möglich, da die gemauerten, steilen Uferränder daselbst ein dichtes Herankommen der Delphine begünstigten. Ist der Kessel geschlossen und Beute genügend vorhanden, dann stürzen sich die Ungeheuer mitten hinein. In dem Kessel aber braust und zischt es und hoch schlagen die Wellen empor, auch erscheinen oft zwei bis drei Thiere zu gleicher Zeit außerhalb des Wassers, wenn sie nach Fischen schnappen, die aus Furcht vor dem Rachen der Ungethüme aus dem Wasser emporgeschnellt waren.

Nicht ganz ungefährlich ist es, mit einem Boote in einen solchen Jagdkessel hineinzugerathen. In dem Jagdeifer setzen die Thiere ihre sonstigen Rücksichten gegen Menschen beiseite; sie schlagen gegen das Boot an, das in bedenkliches Schwanken geräth, oder erschrecken die Insassen durch ihr plötzliches Erscheinen dicht neben dem Boote. Es ist selbst vorgekommen, daß in ein mit Arabern und einer englischen Familie besetztes Boot ein auf der Jagd begriffener Delphin hineinschnellte, das Boot durch die Last und die Wucht umwarf und mehrern Insassen heftige Contusionen beibrachte. Wie mir Araber erzählten, soll dieser Delphin nicht weniger erschrocken gewesen sein, als die zu einem unfreiwilligen Bade gekommenen Menschen, die

selbst zwar gerettet wurden, aber ihr Gepäck dabei einbüßten. Die Schlußscene des Kesseltreibens der Delphine — die eigentliche Mahlzeit — währt nur sehr kurze Zeit; ein bis zwei Minuten des grausamen Mordens genügt ihnen vollkommen; alsdann machen sie kehrt und ziehen pustend aus dem Hafen hinaus dem offenen Meere zu. Etwa vier bis fünf mal in 24 Stunden kann man solche Scenen beobachten, die wirklich des Sehens werth sind.

Einen Haifisch habe ich in Port Said nie zu Gesicht bekommen, obgleich sie zahlreich vertreten sein sollen. Auch ist der Schaden, den sie anrichten, im Verhältniß zu dem Ruf, in dem sie stehen, sehr gering, und es vergehen Jahre, ehe ein Mensch wirklich durch einen Hai verunglückt. Araber behaupten, am liebsten gehe der Hai an badende Soldaten, die sich deshalb auch besonders vor ihnen vorsehen. Ich habe mich über Haifische nicht zu beklagen gehabt, auch wenn ich weiter als sonst üblich ins Meer hinausschwamm.

Als ich meine Betrachtungen am Leuchtthurm beendet hatte, ging ich bei prachtvollem Sternenhimmel am Strande des offenen Meeres entlang in der Richtung nach dem arabischen Dorf.

Dort herrschte noch reges Leben, die Straßen waren beleuchtet, die Läden und Cafés geöffnet. Fast über die ganze Breite der Hauptstraße hinüber standen vor den Cafés Stühle und Tische, die sämmtlich besetzt waren. Trinkend, rauchend, plaudernd oder Domino spielend sitzen die Männer bis über Mitternacht beisammen und suchen Erholung von des Tages Hitze

und Last. Auch die Frauen kauern vor ihren Hütten und Häusern auf dem Boden, warten auf die Rückkehr der Männer, erzählen sich ihre Erlebnisse, dabei immer eine Cigarette nach der andern in Dampf verwandelnd.



Aegyptischer Kohlenträger.

Hier im Dorfe, in kleinen Holzbaracken, wohnen die Bootsleute, die tagsüber sich in den Haaren liegen um den besten Platz am Passagierschiff und um die Passagiere selbst. Hier wohnen die schwarzen Gesellen, die Kohlenträger, die bei Ankunft eines Schiffes jeder-

zeit bereit sein müssen, in mühevoller, anstrengender Arbeit die Kohlen in Hanfkörben auf Kopf und Schulter von den eisernen Kohlenschiffen in die Kohlenräume der Passagierschiffe zu tragen. So schwarz wie diese Leute von Kohlen- und anderm Staub tagsüber aussehen, so sauber herausgeputzt sitzen sie des Nachts beisammen, hören dem Märchenerzähler, Musikanten oder einer Sängerin zu, von Zeit zu Zeit aus der im Kreise herumgehenden Haschischpfeife einen langen Zug einathmend.

Erst der kühle Morgen vertreibt sie von ihren Sitzen; dann suchen sie ihre Holzbaracken auf, wo sie auf ihren einfachen Strohdecken, welche die Stelle der Betten vertreten, sich einige Stunden der Ruhe überlassen.

Die Griechen sollten im Dorfe einige Lager von Contrebande haben, die ich hoffte ausfindig zu machen; aber eine der Straßen und eine Baracke sah aus wie die andere und nichts Auffälliges war zu entdecken. Am Nordende des Dorfes angekommen, bog ich nach der dem Meere zu gelegenen Seite um, um am Rande Umschau zu halten.

Einmal habe ich dies gethan, aber nicht wieder. Fürchterliche Gerüche und Unrath überall. Um das ganze Dorf lag ein breiter Gürtel von Koth, der saubern Fußes absolut nicht passirt werden konnte. Es ist das keine Uebertreibung, sondern pure Wahrheit, die ich nicht unerwähnt lasse, weil sie besser als manches andere den Stand der arabischen Dorfcultur kennzeichnet. Im ägyptischen Dorf ist die ganze Um-

gebung der Häuser ein gemeinsamer Abort für Männer und Frauen, für Greise und Kinder, der niemals gereinigt wird. Wie nur Menschen in solcher Atmosphäre zu wohnen vermögen! Für einen Europäer ist dergleichen unverständlich, nicht minder aber auch, wie die ägyptische Regierung, welcher doch gebildete Leute zur Verfügung stehen, gegen diese thierische Unsauberkeit nicht sachgemäß und energisch vorgeht. Es ist wirklich gar nicht zu verwundern, daß im Orient fortwährend Cholera und Pest herrschen, da niemand sich der Mühe unterzieht, gegen das anzukämpfen, was das Gedeihen der Menschen beeinträchtigt.

Als ich gegen Mitternacht bei dem Café de France, dem Versammlungsort des bessern Herrenpublikums von Port Said, anlangte, fand ich daselbst den mir wohlbekannten und befreundeten Dr. Fl. vor, einen Schweden, der als ägyptischer Regierungs-Arzt in Port Said fungirte. Derselbe hatte in Berlin und Halle studirt und war ein allgemein beliebter tüchtiger Arzt.

Er versicherte mir, daß es nicht seine Schuld sei, wenn Zustände, wie ich sie schilderte, nicht bereits beseitigt wären; er habe schon mehrere diesbezügliche Eingaben an die Regierung gemacht, doch ohne jeglichen Erfolg.

Gegen 1 Uhr morgens hebt man in Port Said die nächtlichen Sitzungen auf. Es wird kühler und ein starker Thau fällt nieder, der der Gesundheit schädlich ist. Nachdem ich Dr. Fl. nach dem Militär-

lazareth begleitet, dem er vorstand, begab auch ich mich nach Hause, um mich wärmer anzuziehen, bevor ich den dritten Rundgang antrat.

Es mochte gegen 3 Uhr morgens sein, als ich, mit der Lefaucheux-Flinte auf dem Rücken, wieder hinaus ins Freie ging. Ich wollte das Nützliche mit dem Angenehmen, eine Patrouille mit der Jagd verbinden, die in Aegypten jedermann, zu jeder Zeit und auf alle jagdbaren Thiere freisteht. Die am Saume der Stadt stationirten Leute fand ich sämmtlich auf Posten, aber sehr schläfrig. Von Patrouilliren war keine Spur. Zusammengekauert, die Kapuzen der Mäntel über den Fes gezogen, saßen sie auf der Erde, mit Sehnsucht des Erscheinen der Sonne erwartend. In der Nähe des Hotel der Nederlanden angekommen, wurden die kreischenden Töne der Fischreiher und wilden Gänse, das Schnattern der wilden Enten hörbar. Ich wandte mich dem Mensaleh-See zu, in nördlicher Richtung am Ufer entlang gehend.

Der Mensaleh-See ist der östlichste und größte der vier vor dem Delta lagernden ägyptischen Binnenseen, deren Wasser halb süß, halb salzig ist. Wenn die Wogen des Mittelmeeres hoch gehen, schlagen die Sturzwellen über die niedrigen Sanddünen, welche die Binnenseen vom Meere trennen, und füllen die Seen mit Salzwasser. Von der Südseite her erhalten diese Lagunen durch zahlreiche darin einmündende Nilarme fortwährend süßes Wasser zugeführt, welcher Umstand es sowol See- als Flußfischen ermöglicht, die

zwar sehr flachen, aber ungemein ausgedehnten Wasserbecken zu bewohnen.

Der Fischreichthum dieser Seen ist unbeschreiblich, und die Fischerei wird von der ägyptischen Regierung, welcher die Seen gehören, für schweres Geld an gegeeignete Unternehmer verpachtet.

Schilf wächst nur an der dem Lande zugekehrten Seite, da, wo Nilarme und Kanäle sich in die Seen ergießen.

Auf den zahlreichen, durch abgelagerten Schlamm und Vogeldung gebildeten Inselchen der Seen sproßt ein hartes Gras, welches von den Arabern abgeschnitten und zum Herrichten von riesigen Nestern auf allen Inseln benutzt wird. Diese Nester dienen ihnen als Verstecke bei der Enten-, Gänse-, Flamingo-, Becassinen-, Pelikan- und Fischreiher-Jagd, welcher sie mit großem Erfolge auf den Seen obliegen. Von der Unmasse des wilden Geflügels, das namentlich in den Wintermonaten die ägyptischen Seen bevölkert, kann sich nur derjenige ein Bild machen, der diese Seen und das Leben auf denselben gesehen hat. Wenn ich Zahlen angeben soll, so glaube ich nicht zu hoch zu greifen, wenn ich auf jeden Quadratkilometer des Mensaleh-Sees 2000 wilde Enten rechne. Obgleich ich sonst nicht zu den passionirten Jägern gehöre, habe ich doch Tage und Nächte lang der Jagd auf dem See obliegen können. Ich schloß mich hierzu einem mir bekannten Araber an, der täglich auf die Jagd ging und sie gewerbsmäßig betrieb. Muhâmmed el Ghrâzi war der Name dieses Nimrod, der in einem recht

hübschen Hause am Eingange des Suezkanals wohnte. Muhâmmed fuhr gewöhnlich nachmittags gegen 4 Uhr in seinem flachen, ohne Kiel gebauten leichten Boote zur Jagd aus, blieb die ganze Nacht draußen auf dem See, legte sich in eins seiner Nester, fing die auf den Rand des Nestes sich setzenden Enten oder Flamingos mit seinen Händen ein, band sie und kam am andern Morgen heimgefahren, den Kahn voll schnatternder Thiere. Die Sache klingt à la Münchhausen, und doch ist sie Thatsache.

Die Flinte hatte Muhâmmed stets bei sich, doch brauchte er sie sehr selten, um die Thiere nicht scheu zu machen. Muhâmmed el Grhâzi war ein hübscher, gewandter, kräftiger Mensch, mit dem man sich sehr gut unterhalten konnte. Er war nicht allein bei seinen Landsleuten, sondern auch bei allen Europäern Port Saids beliebt. Für seine Thiere hatte er feste Abnehmer, die sie auf nach Europa gehende Schiffe lieferten.

In nächster Nähe der Stadt, des Eingangs zum Suezkanal und des Hotel der Nederlanden gibt es nur vereinzelte Schwärme von Vögeln. Je mehr man sich aber von der Stadt entfernt und sich dem hart am See gelegenen arabischen Friedhof nähert, desto lauter wird das Geschnatter, ein Zeichen, daß die Thiere in großer Menge vorhanden sind. In der Nähe des Friedhofs darf man nicht mehr an der Küste bleiben, um nicht gesehen zu werden. Von der Küste abbiegend, geht man landeinwärts und durchschleicht den Friedhof von der hintern Seite her, von einem

Grabmal zum andern kriechend, bis die letzte Reihe erreicht ist. Araber trifft man in der Nacht nie daselbst, da sie meinen, der Teufel, der Afrît, treibe auf den Friedhöfen sein Spiel. Und wie herrlich ist der Platz dort! Das Herz pocht vor Vergnügen und Erregung, denn kaum 30 Schritt von der letzten Grabhügelreihe entfernt wimmelt es von Enten, Pelikanen, Fischreihern, von Strandläufern, Becassinen und anderm Geflügel. Man scheut sich wirklich zu schießen, um die lebhafte Conversation, dies reizende Idyll nicht zu stören.

Aber endlich haben die Enten und Becassinen bei dem Hin- und Herfliegen den Jäger hinter dem Grabmal erkannt; mit lautem Geräusch und Gekreisch erhebt sich ein Schwarm, die andern bald hinter sich herziehend. Dann kracht die Flinte, einmal, zweimal, und es muß ein sehr schlechter Schütze sein, wenn nicht wenigstens zwei, meistens aber vier bis fünf Stück niederfallen. Schnell die Stiefel und Hosen ausgezogen, eilt man ins Wasser, das dort nirgends bis zur Hüfte reicht, und fischt sich die Beute heraus. Während einer kurzen Zeit herrscht alsdann wirkliche Grabesstille und man hat Zeit, sich wieder anzuziehen und frisch zu laden. Zehn Minuten später beginnt das Geschnatter von neuem; andere Schwärme kommen angeflogen und nehmen die lebendige Conversation wieder auf. Hätte man nicht knallende Gewehre, man könnte, so lange es einigermaßen dunkel ist, Hunderte von Thieren erlegen; aber das wiederholte Knallen und der Pulvergeruch, sowie die bald aufgehende Sonne vertreibt das Gefieder nach den Inseln des Sees, und man ist ge-

zwungen, mit sieben bis acht Stück Enten den Rückmarsch anzutreten, schon des Gewichts halber, da man mit sieben Stück bei größern Entfernungen schon seine Last hat.

Nachdem ich meine obligaten vier Schüsse abgegeben und die beiden Touren ins Wasser beendigt hatte, lagen fünf Enten auf der Strecke, eine sechste, die ebenfalls niedergefallen war, erhob sich wieder, als ich mich ihr näherte; ich mußte die Verfolgung aufgeben.

Eben wollte ich den Rückmarsch nach Port Said antreten, als ein Boot nach dem Friedhof zugerudert kam. Als dessen Besitzer erkannte ich meinen Freund Muhâmmed el Ghrâzi. Er hatte die Schüsse aufblitzen sehen, war herangefahren, um zu sehen, wer der Schütze sei und um Beistand beim Einfangen der angeschossenen und ins Wasser niedergefallenen Enten zu leisten. Er forderte mich gleich auf, mit ihm in das Boot zu kommen, was ich gern annahm; ich überließ ihm dafür meine Jagdbeute für den Preis von drei Piaster = 30 Pfg. pro Ente, während Muhâmmed beim Verkauf wenigstens vier Piaster = 40 Pfg. pro Stück erhielt.

Muhâmmed's Jagdbeute bestand in einem Flamingo und elf Enten, sämmtlich lebend und in bestem Zustand. Sie waren mit zusammengebundenen Beinen und Flügeln an den Seiten des Bootes verstaut.

Die Jagdzeit war vorüber; der östliche Himmel erschien bereits heller als der übrige Horizont, und eben rief der Mueddîn von der Moschee im arabischen Dorf die Gläubigen zum Gebet. Die kräftige, sonore

Stimme rief wunderbar schön in die frische Morgenluft hinaus: „Stehet auf, ihr Schläfer, und kommet her zum Gebet, denn Beten ist besser als Schlafen!" Auch Muhâmmed schien Neigung zum Beten zu haben, obgleich er nicht geschlafen hatte. Ich nahm ihm die Ruder ab, worauf er im Hinterraum des Bootes sein Gebet mit Hinknien, Wiederaufstehen, Kopfdrehen u. s. w. verrichtete.

Bald langten wir in der Ansiedelung am Eingang des Suezkanals an, woselbst schon reges Leben herrschte. In dem schmalen Winkel zwischen dem Kanal, dem Hafenbassin und dem See Mensaleh concentrirt sich der Handel Port Saids mit dem Binnenlande. Hier langen in Kähnen die Erzeugnisse des Nildeltas an, und von hier aus werden die Producte von Port Said nach dem Binnenlande versandt. Ein größeres Boot mit Gemüsen aller Art und Früchten, namentlich Wassermelonen, lag hart am Ufer. Die ihm entnommenen Früchte und Gemüse wurden gewogen und auf bereit stehende Esel verladen, welche sie nach den Bazars in Port Said und dem arabischen Dorf zu bringen hatten.

In der Nähe des Markt- und Verladungsplatzes, ebenfalls am Seeufer, stand außer andern Häusern auch das Muhâmmed's, ein zweistöckiges Holzgebäude, dessen unteres Stockwerk wegen Feuchtigkeit nur als Eselstall und Aufbewahrungsort der Boote Muhâmmed's diente, während er im obern Stocke wohnte. Vor seinem Hause legten wir an. Die etwa achtjährige Tochter Muhâmmed's, Aïda, hatte bei unserm Heran-

nahen den Esel schon aus dem Stall gezogen und ihn mit den aus Palmblattrippen gefertigten Entenkasten beladen.

Nachdem das Boot am Uferpfahl angebunden und die Enten in ihre Kasten gesteckt waren, setzte sich unsere Karavane sofort in Bewegung. Wie stets ging der Esel voran, dahinter Aïda mit einem respectabeln Stock, um den Esel anzutreiben und ihn nicht rechts oder links ausbiegen zu lassen. Dann folgten Muhâmmed und ich, ersterer mit dem langbeinigen Flamingo unter dem Arm. Als wir bei dem großen Wasserbassin hinter der Werkstätte der Suezkanal-Gesellschaft anlangten, verabschiedete ich mich von Muhâmmed, da ich nochmals an den Posten vorbeizugehen wünschte.

Dem Wasserbassin gegenüber, an dem Zugang zur Stadt, hatte während der Nacht ein Posten gestanden. Derselbe hatte die Ablösung nicht abgewartet, sondern seinen Posten vor der Zeit verlassen. Und wenn ich über die lange Zeit nachdachte, die so ein armer Bursche Tag für Tag oder vielmehr Nacht für Nacht auf Posten aushalten mußte, ohne nachts auch nur einmal einer ordentlichen Revision seitens seiner Chefs für werth gehalten zu werden, so konnte ich das vorzeitige Verlassen des Postens gar nicht so befremdend finden.

Allerdings war es ein großes Unrecht, diese Leute ohne jeglichen Ruhetag, Nacht für Nacht mit mehr als zwölfstündigem ununterbrochenen Dienst zu belasten. Auf die Dauer ist niemand im Stande, solchen Dienst auszuhalten, oder er muß den Dienst versehen, wie er nicht versehen werden soll.

Vorderhand interessirte es mich, das Aufziehen des Tagespostens abzuwarten, um auch hierüber informirt zu sein, ehe ich die Truppe selbst übernehmen mußte.

Um von den Passanten weniger beobachtet zu werden, trat ich an das Wasserbassin heran, mir den Anschein eines Ingenieurs gebend, der dasselbe besichtigte. Das Bassin war einer Besichtigung werth, enthielt es doch ein für Port Said sehr wichtiges Lebenselement, das Süßwasser. Letzteres hatte früher, wie schon erwähnt, zu Kahn über den Mensaleh-See hinweg nach dem Küstenort Port Said gebracht werden müssen, während es jetzt durch eine Wasserleitung hierher gelangt, die sich bei Ismaïlia vom sogenannten Süßwasserkanal abzweigt.

Während ich das große massive Bassin von allen Seiten betrachtete, schienen die ersten Strahlen der Sonne über die Häuser der Stadt zu mir herüber. Nach solch langer, in Aegypten stets feuchter Nacht ist es eine Wohlthat, die Strahlen der Sonne auf sich einwirken zu lassen, denn Hände, Gesicht und Kleidung, die durch den Nachtthau vollständig kalt und feucht geworden sind, bedürfen der Erwärmung und Abtrocknung. Jetzt konnte man auch die Tagesposten auf der Straße von der Stadt her ankommen sehen. Die Kapuzen ihrer großen blauen Mäntel über den Kopf gezogen, die langen Wächterstöcke, eine zusammengerollte Strohdecke, einen Krug Wasser und in ein rothes Tuch gebundene Eßwaaren unter dem Arm, so kamen zwei Soldaten plaudernd und leichten

Schrittes daher. An dem letzten Hause der Straße blieb der eine stehen. Er hatte seinen Stand erreicht, während der andere an mir vorüber dem Hôtel der Nederlanden zuging. Der Stehengebliebene schien sich über das Fehlen des Nachtpostens durchaus nicht zu wundern; es mußte dies wol häufiger vorkommen. Den Stock, den Krug Wasser und seine Eßwaaren sorgfältig an der Mauer placirend, schob er die Kapuze zurück, breitete die Strohdecke dicht neben der Straße aus, stellte die ausgezogenen Schuhe auf die eine Kante der Decke, nahm den Wasserkrug zur Hand und begann alsbald die Frühwaschung, eine Procedur, die wenig Zeit in Anspruch nimmt. Es genügt nach den Vorschriften des Koran, wenn das Gesicht mit Wasser benetzt ist und letzteres während des Waschens an den Unterarmen bis an den Ellenbogen entlang gelaufen ist. Ist kein Wasser vorhanden, so hat eine Abreibung mit Sand vor dem Morgengebet stattzufinden.

Nach der Waschung des Gesichtes folgte die der Füße, darauf richtete er sich aus seiner kauernden Stellung auf, wandte das Gesicht nach Südost der Gegend von Mekka zu, und betete. Etwa fünf Minuten nahm das Gebet in Anspruch, dann griff er zum Wasserkrug, holte das Tuch mit den Eßwaaren herbei und begann, mit untergeschlagenen Beinen auf der Decke sitzend, das Morgenmahl.

Dies alles zu beobachten, war für mich sehr interessant gewesen; nun hatte ich genug gesehen für heute und kannte den Unterschied zwischen deutscher

und ägyptischer Postenablösung; vor allem aber war ich müde und fühlte das Bedürfniß nach Ruhe.

Eiligen Schrittes, als wenn ich etwas Wichtiges vorhätte, gab ich den fingirten Ingenieurposten auf und ging nach meiner Wohnung, die in dem Hause eines griechischen Kaufmanns im Centrum der Stadt lag. Nachdem ich sorgfältig das Moskitonetz über dem Bett untersucht und dafür gesorgt hatte, daß keine der lästigen Mücken (Moskitos) in derselben geblieben, schloß ich die Fensterladen, um dem grellen Sonnenlicht den Eintritt in das Zimmer zu verwehren, und legte mich zur Ruhe. Trotz aller Vorsicht hatte aber eine Schar von Moskitos doch den Weg unter die Schutzdecke gefunden und mich während des Schlafes im Gesicht und an den Händen gründlich bearbeitet. Als ich frühzeitig die Fensterladen öffnete, sah ich die Moskitos vollgesogen zu Dutzenden an der Decke des Netzes sitzen. Wäre ich Mohammedaner gewesen, so hätte ich die Thiere zufrieden gelassen und ihnen gute Verdauung gewünscht, als Nordländer richtete ich indeß kaltblütig ein Blutbad unter ihnen an.

Der Koran enthält die Vorschrift, kein Thier unnütz zu tödten. Die braven orthodoxen Koranausleger erklären demnach die Tödtung von Thieren nur dann als erlaubt, wenn diese entweder dem Menschen als Nahrung dienen sollen oder sein Leben bedrohen. Da nun Mücken und noch andere Plagegeister des Menschen sein Leben direkt nicht bedrohen, so dürfen Muselmanen sie nicht tödten. Reinliche Mohammedaner erwehren sich nun in der Weise des überaus zahlreichen

Ungeziefers aller Art, daß sie es täglich von ihrer Kleidung ablesen und neben sich auf den Erdboden setzen, es daselbst seinem Schicksal überlassend. Aber es gibt auch fanatische Leute unter ihnen, welche die Barmherzigkeit den Thieren gegenüber soweit treiben, daß sie es für sündhaft erklären, dem am menschlichen Körper lebenden Ungeziefer dadurch den Unterhalt zu entziehen, daß sie es den Unbilden der Erde grausam aussetzen. „Pflichtgemäß" tragen solche „Heilige" das Ungeziefer mit sich herum, und wer das meiste hat, ist der Heiligste. Wie widerwärtig der Anblick solcher frommen Mohammedaner ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Wäre der Koran seit seinem 1200jährigen Bestehen entsprechend ausgelegt worden, hätte der sonst findige und schnelle Araber gegen das Heer der Insekten und deren edle Genossen blutigen Krieg führen dürfen, so wäre unzweifelhaft die Ungezieferplage in Aegypten jetzt nicht so drückend und überaus lästig. So wie sie gegenwärtig ist, trägt sie sehr viel zum Unbehagen der dort lebenden Europäer bei, die mehr oder weniger sämmtlich darunter zu leiden haben, auch wenn sie sonst noch so wenig mit dem Leben auf der Straße und mit Arabern in Berührung kommen. Daß aber die Insekten und das Ungeziefer den Arabern gerade angenehm wären, kann man doch nicht annehmen, so sehr die Anschauungen der Menschen in andern Dingen auch verschieden sein mögen; und so bin ich der Ansicht, daß sich auch die Araber wohler befinden würden, wenn sie jeglicher Art Ungeziefer den Krieg à outrance erklären möchten.

Die in die Stube eindringende Sonnenhitze vertrieb mich und ich ging zum Hafenbassin, um zu sehen, was für Schiffe angekommen wären.

Sobald ein Schiff in den Hafen eingelaufen ist, der Hafenarzt Mannschaft wie Ladung freigegeben hat, wird es von einer Unmenge Menschen förmlich erstürmt, die alle auf demselben ihren Verdienst suchen.

In Port Said nehmen die Passagierschiffe gewöhnlich Kohlen, Wasser, Eis und Lebensmittel an Bord. Die Lieferung des Wassers ist in festen Händen; um die Lieferung der andern Dinge wetteifern etwa ein Dutzend bedeutender Firmen englischer, französischer, italienischer und griechischer Nationalität. Leute, welche die Schiffe mit Proviant versehen, heißen Ship-Chandlers. Selbständige deutsche Ship-Chandlers gibt es in Port Said nicht. Deutsche Kriegsschiffe beziehen von englischen oder griechischen Ship-Chandlers ihre Bedürfnisse und wechseln häufig die Lieferanten, je nach dem Rath oder Wunsch des deutschen Consulats in Port Said.

In einer belebten Hafenstadt, in welcher täglich Schiffe ein- und auslaufen, ist das Geschäft eines Ship-Chandler ein sehr einträgliches. Ein gewandter und tüchtiger Ship-Chandler kann täglich einen Umsatz von mehrern 100 Pfd. Sterl. haben. Dabei sind es keine Zeitgeschäfte, die er macht, sondern Cassageschäfte; er liefert die Waare und erhält sofort Zahlung. In seinem Laden führt er sämmtliche kleinern Schiffsbedarfsartikel, wie Taue, Ketten, Ruder, Eimer, Flaggen, dann Conserven, Wein, Cognak u. s. w. Mit Schlächtern und Gemüsehändlern hat er Contracte abgeschlossen,

vermöge deren er sich die Lieferung der Lebensmittel zu festen Preisen und in beliebiger Quantität sichert.

In dem Laden eines Ship-Chandler riecht es stets nach Theer, und in seinen Diensten hat er kräftige Theerjacken, die bereit sind, ihn jederzeit im eigenen Boot nach den ankommenden Schiffen zu bringen.

Die größern Ship-Chandlers in Port Said haben auf den Dächern ihrer Häuser Beobachtungsstationen eingerichtet, in denen Leute mit Fernröhren tagsüber jedes am Horizont erscheinende Schiff nach den Flaggen bestimmen und ihrem Herrn anmelden, um nothwendige Vorkehrungen zu treffen und beim Einlaufen des Schiffes als erster Ship-Chandler an Bord zu gehen. Außerdem hat die Suezkanal-Gesellschaft in ihrem am Hafenbassin gelegenen Directionsgebäude eine Anmeldestation, die von jedermann behufs Information über die den Kanal passirenden Schiffe besucht werden kann. Auf einer großen schwarzen Tafel an der Veranda des Gebäudes ist jedes Schiff mit genauer Zeitangabe verzeichnet, wann es von Norden oder Süden in den Kanal eingelaufen ist. Passirt es alsdann eine der zehn Stationen des Kanals, so wird von der Station aus telegraphisch die Direction der Kanalgesellschaft in Port Said benachrichtigt und die betreffende Zeit auf der Tafel vermerkt, sodaß das Publikum die Ankunft des Schiffes in Port Said genau berechnen kann. Die Fahrt durch den Kanal dauert gewöhnlich 24 Stunden.

Der Suezkanal ist am Wasserspiegel nur 50 m, an der Sohle nur 25 m breit, sodaß zwei sich begeg-

nende Schiffe in der Fahrt nicht aneinander vorbeipassiren können. Es sind deshalb auf der ganzen Länge des Kanals von 160 km zehn Stationen oder Ausweichestellen geschaffen, in welchen das eine der sich begegnenden Schiffe solange vor Anker gehen muß, bis das andere bei ihm vorbei ist. Welches der sich begegnenden Schiffe jedesmal vor Anker zu gehen hat, wird durch Signale auf den einzelnen Stationen den betreffenden Schiffen angezeigt.

Die geringe Breite des Kanals einerseits und die durchweg sandigen und deshalb beweglichen Ufer andererseits erfordern beim Passiren des Kanals die größte Vorsicht und Behutsamkeit. Alle großen Schiffe dürfen nur mit ein Drittel ihrer Dampfkraft den Kanal befahren, auch muß jedes dieser Schiffe einen Lootsen der Suezkanal-Gesellschaft an Bord haben, der während der Fahrt durch den Kanal die Leitung des Schiffes übernimmt.

Hält dasselbe nicht genau die Mittellinie ein, so geräth es rechts oder links auf den Sand und steht quer im Kanal, ehe es zum vollständigen Stillstand gebracht ist. Die Passage ist dann gänzlich gesperrt, und alle im Kanal befindlichen Schiffe müssen solange vor Anker gehen, bis das aufgefahrene Schiff, sei es durch theilweise Aus- und Umladung, sei es mit Hülfe von kleineren Schleppdampfern, welche von Suez, Port Said oder Ismaïlia herangeholt werden, wieder flottgemacht ist. Mitunter ist der Kanal ein oder zwei Tage gesperrt, namentlich im Winter in der ägyptischen Regenzeit, wenn heftige Stürme die Passage

im Kanal und das Flottmachen festgefahrener Schiffe besonders erschweren.

Befahren Schiffe nicht mit der vorgeschriebenen Langsamkeit den Kanal, so reißen die durch die Bewegung der Schiffsschraube sich bildenden Wellen den Ufersand mit nach der Tiefe und das Bett versandet binnen kurzem. Die Tiefe des Kanals beträgt nur 7—7½ m; es bleiben also bei dem durchschnittlichen Tiefgang der großen Passagierdampfer von 6—6½ m nur 1—1½ m Wasser zwischen dem Kiel des Schiffes und der Sohle des Kanals. Infolge dieser geringen Tiefe können z. B. große Panzerschiffe, sowie große atlantische Kabelschiffe den Kanal gar nicht passiren, und selbst ein fortwährendes Baggern ist nothwendig, um bei schwerer Ladung der mittlern Schiffe (2500—3500 Tonnen) die Passage für diese zu ermöglichen. Die riesigen Baggermaschinen des Suezkanals, die in einer Anzahl von über 60 Stück in dem Nebenhafen von Port Said aufgefahren sind, erregen die Bewunderung aller. Mit einer Bemannung von nur ein bis zwei Mann vermag der eiserne Koloß seine langen Arme und zahlreichen Eimer in Bewegung zu setzen und sich selbst auf der Oberfläche des Wassers noch fortzubewegen. Die Eimer holen den Schlamm und Sand von der Sohle des Kanals in die Höhe, und die langen nach dem Ufer des Kanals ausgestreckten Arme befördern den Unrath sofort von der Maschine auf die Uferbänke. Der Preis einer solchen Maschine soll sich auf 60—120000 Frs. belaufen.

Entsprechend den großen Kosten, welche die Unter-

haltung der Fahrbarkeit des Kanals verursacht, ist auch der von der Kanalgesellschaft erhobene Zoll auf Personen und Waaren ein ganz bedeutender und beträgt pro Person und pro Tonne 10 Frs. Demnach würde ein Schiff mit 400 Passagieren und 3000 Tonnen an Zoll bezahlen:

400 × 10 = Frs. 4000
3000 × 10 = „ 30000
in Summa Frs. 34000.

Zieht man diese Summe in Betracht, so sollte man meinen, die Fahrt um das Cap der Guten Hoffnung käme billiger als die durch den Suezkanal und das Rothe Meer. Aber abgesehen von dem Zeitgewinn muß doch auch die pecuniäre Frage zu Gunsten des Suezkanals gelöst sein, wenigstens für alle Indien- und China-Fahrer. Die großen Dampfer der Orient-Linie von und nach Australien wählen den Suezkanal nur auf dem Rückwege, während sie zur Hinfahrt, der günstigen Strömung im Atlantischen Ocean halber, um das Cap der Guten Hoffnung gehen. In neuester Zeit gehen auch die deutschen Postdampfer des Norddeutschen Lloyd regelmäßig durch den Suezkanal.

Ein Dampfer der Orient-Linie, sowie ein solcher der Peninsular and Oriental-Steam-Navigation-Company (abgekürzt gewöhnlich P. u. O.-Linie genannt) waren es, welche ich am Mittag an dem Quai anliegend vorfand. An Bord solcher Schiffe zu gehen, ist sehr lehrreich und zugleich interessant. Da ich nichts Besseres vorhatte, nahm ich ein Araberboot, welches alsbald vom Lande stieß. Kräftige Ruderschläge

der beiden mir bekannten Bootsleute, Gebrüder Ali und Muhammed Schakri, brachten mich nach wenigen Sekunden an die Brücke des P. u. O.-Dampfers. Es war der „Pekin“, wol das größte Schiff dieser überaus reichen Schiffahrtsgesellschaft, der bedeutendsten von ganz England. Das Schiff hat einen Gehalt von über 3700 Tonnen und 600 indicirte Pferdekräfte. Es ist verhältnißmäßig sehr breit gebaut, z. B. breiter als die französischen Schiffe der Messageries maritimes. Die Bemannung besteht, abgesehen von den Offizieren und Maschinenmeistern, aus Indiern, kleinen schwächlichen Leuten, die in ihrer Nationaltracht, weißen Hosen, blauem Kittel, rother Leibbinde und einem rothen oder weißen Tuch um den schwarzhaarigen Kopf geschlungen, ein recht buntes Bild gewähren. Großes Zutrauen könnte ich zu diesen Leuten nicht haben, und bei schweren Stürmen sollen sie auch mehr zum Beten als zum Ankämpfen gegen den Sturm geneigt sein. Die Ordnung und die Sauberkeit an Bord sind echt englisch. Das ganze Deck I. und II. Klasse ist nach Art eines großen Zeltes mit Leinwand überspannt zum Schutz vor der brennenden Sonnenhitze. Stühle, Bänke und transportable Sitze stehen überall herum und sind sämmtlich besetzt. Hier ruht eine Dame auf langem Rohrstuhl, einen Roman lesend, und auf der Bank daneben sitzt der cotelettbärtige Ehegatte, die weißbeschuhten Beine lang von sich gestreckt und die „Times“ von A bis Z durchstudirend. Andere Personen gehen in raschem Paradeschritt auf und ab; man möchte sie

fragen, wieviel Meilen sie hin- und hergehend auf diese Weise zurückzulegen gedächten. Arabische, italienische und jüdische Händler und Händlerinnen füllten die wenigen leeren Plätze zwischen all den Gruppen vollends aus, ihre Waaren — Photographien, Filigranarbeiten, Muscheln, Seidentücher, Fächer, auch Früchte aller Art — feilbietend.

Als ich mich an Deck genügend umgesehen hatte, ging ich hinunter zur ersten Kajüte. Der Zutritt zu derselben ist Fremden zwar untersagt, doch gerirte ich mich als Geschäftsmann, als Eislieferant, erkundigte mich beim Oberkellner, ob er bereits mit Eis versehen sei, und als er dies, wie ich schon wußte, bejahte, bestellte ich einen „Brandy and Soda", das Lieblingsgetränk der Engländer, um Gelegenheit zu finden, den Kellner nach diesem und jenem auszufragen.

Die P. u. O.-Steamer sind Postdampfer und erhalten als solche beträchtliche Zuschüsse seitens der englischen Regierung. Sie müssen sich hiergegen verpflichten, die Post innerhalb einer bestimmten Zeit, beispielsweise von Bombay nach Southampton innerhalb 33 Tagen, oder von Hongkong nach Brindisi in 43 Tagen zu liefern. Für jeden Tag Verspätung zahlt die Gesellschaft einige Hundert Pfund Sterling Conventionalstrafe.

In dem großen Saale, in welchem ich meinen Brandy and Soda trank, wurde der Tisch eben abgedeckt. Außer drei europäischen Kellnern halfen noch einige Indier bei diesem Geschäft und benahmen sich recht gewandt dabei.

An den Eßsalon stieß eine kleines Musikzimmer, aus welchem herrliche Klaviertöne zu uns herüber drangen. Es war ein Chopin'scher Walzer, der mit Verve und Eleganz vorgetragen wurde und mich an vergangene schöne Zeiten erinnerte. Als gelegentlich die Thür des Musikzimmers geöffnet wurde, konnte ich hineinsehen. Eine junge hübsche Dame saß am Piano, ein Herr stand neben ihr und wendete die Blätter des Notenheftes um. Anscheinend war es ein junges Ehepaar, das dem neuen heimatlichen Herd Gott weiß in welcher Hafenstadt Indiens oder Chinas zusteuerte. Der gesprächige Oberkellner erzählte, daß es wol sehr reiche Leute sein müßten, die dort am Klavier säßen; sie hätten Diener, Kammerzofen und eine Unmenge Koffer und Kisten mit sich.

Nachdem ich mein Glas geleert, empfahl ich mich und verließ das Schiff. Die beiden Gebrüder Muhammed und Ali brachten mich bald an Bord des zweiten im Hafen liegenden Passagierschiffes, der „Australia“ von der Oriental-Line. Wie schon oben bemerkt, gehen die Schiffe der Oriental-Line auf dem Hinwege nach Australien um das Cap der Guten Hoffnung, auf dem Rückweg jedoch durch den Suezkanal. Die „Australia“, ein großer, schöner, bereits etwas älterer Dampfer war fast überfüllt von Passagieren erster, zweiter und dritter Klasse. Unter den Passagieren befanden sich viele reiche Leute, meist Goldsucher, denen das Glück hold gewesen und die nun mit Schätzen beladen nach England zurückkehrten. Etliche derselben trugen noch an Bord ihre Goldsucherkleidung, Knie-

stiefel, kurze Jacke, rothe Leibbinde und breiten Krämpenhut. Auch die Damen der „Australia" sahen mit ihren von der Sonne gebräunten Gesichtern und den breiten Hüten specifisch australisch aus.

Nach kurzem Umgang auf dem Deck begab ich mich in die zweite Kajüte hinunter. Der Aufenthalt ist Fremden nicht so streng verboten, wie auf den P. u. O.=Dampfern. Die innere Einrichtung der Passagiersalons ist abgesehen von kleinen Nüancen auf allen Schiffen fast gleich. Bei großen und breiten Schiffen liegt der lange Speisesalon erster Kajüte in der Mittellinie des Schiffes, an beiden Seiten des Salons führen Thüren in die kleinen, zu ein bis drei Betten elegant eingerichteten Cabinen. Bei schmalen Schiffen nimmt der Speisesalon erster Kajüte die ganze Breite des Fahrzeugs ein, und die Cabinen liegen am hintern Schiffsende oder eine Treppe tiefer im Schiffskörper nach dem Maschinenraume zu.

Der Salon zweiter Kajüte ist Speise= und Schlafsalon zu gleicher Zeit. In der Mitte des Raumes stehen ein oder zwei lange Speisetische, während an den Wänden entlang die Betten in drei Etagen übereinander angebracht sind. Auf der „Australia" war das Frühstück eben beendet und die Kellner mit Wegräumen des Geschirrs beschäftigt. Ein Glas australischen Rothweins mir geben lassend, fragte ich den Steward (Schiffskellner), ob sich viele Goldsucher an Bord befänden, worauf er mir einen großen, hagern Mann bezeichnete, der, am andern Ende des Tisches sitzend, seine kurze Pfeife hervorholte. Der Steward erzählte,

jener Herr, Mr. Curley, gelte für den reichsten Mann an Bord; er hätte für 45000 Pfd. St. Goldnüsse in die Geldkammer des Schiffes abgeliefert, und habe noch eine ansehnliche Menge in der eisenbeschlagenen Kiste, die dort unter dem Tische stände. Noch nie hatte ich solche Goldnüsse zu Gesicht bekommen und fragte deshalb den Steward, ob Mr. Curley mir wol einige derselben zeigen würde. „O, warum nicht, er hat sie uns allen gezeigt und wird bei Ihnen keine Ausnahme machen", erwiderte der Kellner und ging an den noch immer mit seiner Pfeife beschäftigten Herrn heran, ihn fragend, ob er einem Fremden wol einen Einblick in seine Kiste gestatten wolle. Mr. Curley, dem unsere vorige Unterhaltung nicht entgangen war, antwortete ohne sich weiter umzudrehen mit „O yes, I will do it", griff in seine Tasche, holte ein Schlüsselbund heraus und öffnete den vom Kellner mit vieler Mühe hervorgeholten eisenbeschlagenen Holzkasten. Unter einigen Wäschestücken und einem obenauf liegenden riesigen Tabacksbeutel, anscheinend dem zweiten Lieblingsschatz des Mr. Curley, lagen circa 400—500 größere und kleinere Goldnüsse, die zusammen ein bedeutendes Gewicht repräsentiren mochten. Der Anblick war ein wunderbarer, der selbst den phlegmatischen Mr. Curley in Erregung setzte. „Da steckt viel Arbeit darin", meinte er, „aber nun sollen die Dinger mir auch Ruhe bringen. Nach neunjährigem wechselvollen Diggerleben bin ich froh, nach England zurückkehren zu können."

Damit war die Vorstellung des Mr. Curley beendet.

Er benutzte die Gelegenheit des geöffneten Kastens, seinen Tabacksbeutel wieder zu füllen, schloß den Kasten zu und schob ihn an seinen Platz unter den Tisch. Ich bedankte mich für seine Liebenswürdigkeit und begab mich, nachdem ich dem Steward für seine Bemühung ein kleines Trinkgeld gegeben, zu den Bootsleuten zurück, die bereits ungeduldig meiner warteten.

Der Wind hatte sich erhoben, einzelne schwarze Wolken zogen über uns hinweg, zwar nur kurze Zeit anhaltenden, aber heftigen Regen herniederfallen lassend. Die zahlreichen, um die „Australia" versammelten Araberboote schlugen, von den Wellen getragen und gestoßen, eins gegen das andere. Mit Mühe sprang ich in mein Boot hinein und setzte mich ans Steuer, während die beiden Brüder Ali und Muhammed die Ruder gebrauchten. Das Durchschneiden der Wellen in dem schaukelnden Boot war herrlich, und gern hätte ich mich noch länger in dem wogenden Hafen herumfahren lassen; Araber sind indeß zu solchen Extratouren schwer zu bewegen, wenn ihnen die Anwesenheit von Passagierschiffen einen bessern Lohn in Aussicht stellt, und sobald australische Dampfer im Hafen liegen, geht das Geschäft sehr glänzend. Ein gewandter Bootsmann kann an solchen Tagen 20—30 Mark Einnahme erzielen.

Schöne kräftige Gestalten sind es, die dem Geschäft als Bootsmann nachgehen, und ihre kleidsamen Anzüge — weite weiße Pluderhosen, rothe Leibbinde, grüne oder rothe Westen — sowie der mit einem weißen Turban umwundene Fes erhöhen noch das Martialische ihrer Erscheinung.

Der Araber ist gesprächig, witzig, aber auch launisch und leicht gereizt. Häufig kommt es zu lautem Schimpfen und Schelten untereinander, aber selten zu Raufereien, denn erstens gebietet die mohammedanische Religion jedem Gläubigen, zwischen Streitenden möglichst Frieden zu stiften, sodaß sich hierzu jeder berufen und verpflichtet fühlt, und zweitens befolgt auch die ägyptische Polizei die Praxis, streitende Personen sogleich festzunehmen und sie den Militärbehörden zur Einstellung als Soldaten zu überweisen, wenn sie zu letztern nur irgend brauchbar sind. Und da es in Aegypten keine Ehre ist, Soldat zu sein, so scheut sich jeder mehr als bei uns, der Polizei in die Hände zu fallen. Größere Schlägereien von Arabern untereinander kommen in Aegypten nicht vor; das höchste, wozu sich Streitende hinreißen lassen, ist, daß sie sich gegenseitig umfassen, um ringend den Gegner zu Fall zu bringen. Bei der großen Gewandtheit dieser Leute aber kommt es nur selten zum Fallen, und gelingt die Niederwerfung nicht bei dem ersten Zusammenprallen, so wird der Kampf als resultatlos bald aufgegeben. Lachend gehen die Kämpfer dann auseinander.

Die Leute werden heftig, wenn einer sich so weit vergißt, dem andern einen Schlag auf den Nacken oder Hinterkopf zu geben. Einen Schlag auf den Nacken ertheilt im Orient nur der Herr seinem Sklaven, wenn er ihn gekauft oder sonst erworben hat. Für einen Freien ist deshalb der Schlag auf den Nacken die größte Beleidigung, die so leicht nicht verziehen wird, und wobei alle Anwesenden gegen den Atten-

täter Partei ergreifen. Europäer, die hiervon keine Kenntniß haben und auch nur aus Spaß oder Versehen den Nacken eines Orientalen berühren, kommen alsdann in Lebensgefahr. Eine Ohrfeige gilt bei Europäern mittlern Standes für nicht so entehrend wie dem Araber ein Schlag auf den Hinterkopf oder Nacken.

Der niederfallende Regen und der sich meldende respectable Hunger bewogen mich, sobald als möglich eine Restauration aufzusuchen. Ich betrat das in einer Nebenstraße gelegene, von Deutschen und Oesterreichern viel besuchte Bierhaus von Fr. Gute deutsche Kost und Dreher'sches Bier aus der Triester Brauerei mundeten vortrefflich, und mühelos sah ich hier am hellen Tage, wonach ich die ganze Nacht mich vergebens umgesehen hatte, nämlich Schmuggler in voller Thätigkeit.

Dem Bierhaus gegenüber lag das Geschäft des reichen griechischen Tabackhändlers Dimitri Andrea, von welchem mir Herr Fr. mittheilte, daß derselbe noch vor zehn Jahren Kellner in dem Café neben seinem jetzigen Geschäftshause gewesen sei. In Port Said war er nur unter dem Namen des „reichen Dimitri“ bekannt und gefürchtet. Man erzählte sich, er habe schon mehrere Morde auf dem Gewissen und führe stets Messer und Revolver bei sich. Auf der Straße wich jeder der breitschulterigen, kräftigen Gestalt mit dem finstern, von langem schwarzen Schnurrbart und Backenbart umrahmten Gesicht aus dem Wege.

Der Regen hatte gerade nachgelassen, die Mittags-

sonne beschien wieder grell die gegenüberliegenden weißen Häuser, als man das Getrappel eines Pferdes und Wagengerassel hörte. Fr. lief ans Fenster und winkte mich zu sich heran. Ich wußte nicht, worum es sich handelte; da es damals in Port Said nur ein Gefährt gab, glaubte ich, die ungewöhnliche Erscheinung des Wagens veranlasse den Wirth, ihn besehen zu wollen. Als ich ans Fenster kam, war der Wagen schon ganz in unserer Nähe angelangt. Mit circa 30 Ballen Taback beladen, kam er die vom Meere herführende Straße im scharfen Trabe entlang. Dimitri mit sechs oder sieben seiner Helfershelfer, sämmtlich mit Gewehren und Messern bewaffnet, liefen an der Seite als Bedeckung nebenher. Vor dem Hause von Dimitri, uns gerade gegenüber, machte der Wagen halt. Mit Hülfe etlicher aus dem naheliegenden Café herbeieilender Griechen wurden die Ballen sofort in das Haus geschafft, und der Wagen fuhr alsdann ruhig weiter. Das Abladen war das Werk einer Minute gewesen. Die Gesichter der Betheiligten strahlten vor Freude, daß alles gut abgelaufen. Darauf wurden die Thüren von Dimitri's Haus geschlossen, und die Straße erschien öde wie zuvor und wie stets in der Mittagszeit. Außer den Griechen und uns hatte anscheinend niemand das Manöver beachtet. Kein Polizist, kein Küstenwächter war zu sehen. Als ich hierüber meine Verwunderung aussprach, erwiderte Fr., Polizisten wie Küstenwächter wüßten sehr wohl, daß mit Dimitri, dem man bisjetzt noch nichts habe abnehmen können, nicht zu spaßen sei.

Selbst nachträgliche Haussuchungen seien bei Dimitri stets erfolglos geblieben, und Taback, in sein Haus hineingebracht, wäre nicht wieder herauszubekommen. Man wüßte nicht, wie er es machte, ob er Verließe in seinem Hause hätte, die niemand finden könnte, oder ob er den Taback in eins der Nebenhäuser brächte. Fr. glaubte, das letztere sei der Fall. Mit dem Café stände das Haus des Dimitri in Verbindung, denn er hätte selbst beobachtet, daß Dimitri aus dem Café nebenan in sein Haus gelangen könne, ohne vorn über die Straße gehen zu müssen.

Nachdem ich meine Zeche bezahlt, ging ich dem Wege nach, den der Wagen kurz vorher gekommen war. Dort wo die Häuser und die chaussirte Straße aufhören, konnte man die Wagenspur in dem tiefen Sande deutlich sehen und sie verfolgen. Nach dem Regen mußte die Fahrt über die Sandfläche etwas leichter als sonst wol von statten gegangen sein. Die Spur führte direct dem Meere zu. Am Rande der Stadt konnte ich weder rechts noch links Küstenwächter entdecken. Auch der nächste etwa 100 m entfernte Straßenzugang schien unbesetzt zu sein. Welch großartigen Humbug trieb man also mit solcher Bewachung! In der Nacht waren alle Zugänge der Stadt besetzt und am Tage alle offen und der Contrebandezufuhr preisgegeben!

Mußte der ägyptische Staat, der arme Fellah für solchen Dienst, für solche Truppe das schwer errungene Geld hergeben? War es möglich, daß solche Zustände auf die Dauer bestehen konnten?

Ohne Aufenthalt eilte ich dem Meere zu, stets der Wagenspur folgend.

Hier mußten die Griechen ausbarkirt haben. Die Abdrücke der Tabacksballen waren im Sande deutlich erkennbar. Und richtig, auch das Schiff, welches den Taback ausgeladen hatte, kreuzte kaum einige Kilometer vom Lande entfernt in der wogenden See.

Als ich die Situation genugsam übersehen hatte, wanderte ich zur Stadt zurück. Fernere Bemühungen meinerseits, von Contrebandelandungen in Port Said etwas zu Gesicht zu bekommen, blieben gänzlich erfolglos, und ich war froh, als die Ankunft des Oesterreichischen Lloyddampfers „Mars" nach wenigen Tagen meinem Aufenthalt in Port Said ein Ziel setzte.

3. Nach Alexandrien.

Jeden Sonnabend Mittag 12 Uhr, fast auf die Minute pünktlich, läuft der von Syrien kommende Oesterreichische Lloyddampfer im Hafen von Port Said ein. So auch diesmal. Die im frischen Februarwinde flatternde österreichisch-ungarische Gösch am Bugspriet, eine kleine blaue Flagge auf dem Vortop, kam ruhig und majestätisch der „Mars" dahergefahren. Das Deck des Schiffes war mit Passagieren dicht besetzt. Eine nicht geringere Menschenmenge wartete aber auch an der Küste auf das Schiff, sodaß ich nicht

zögern durfte, sogleich an Bord zu gehen, wenn ich einen einigermaßen erträglichen Platz in der Kajüte erlangen wollte. Noch ehe die Visitation des Schiffes durch den Arzt beendet war, hielt das Boot meiner bewährten Bootsleute Muhammed und Ali Schakri mit mir und meinem Reisegepäck an der Schiffstreppe, und als der Arzt dieselbe heruntergekommen war, ging ich als Erster an Bord, mich durch die von dem Schiff nach unten drängende Menge mit Mühe hindurchzwängend.

Die zweite Kajüte, auf welche mein Billet lautete, war stark besetzt. Von den 30 Personen, für die sie eingerichtet und mit denen sie belegt war, stiegen nur wenige aus. Die Auswahl in den Betten war deshalb eine geringe, doch befand sich glücklicherweise unter den wenigen freien Betten ein solches der obersten Reihe, welches ich wählte. In den Betten der beiden untern Reihen ist es nämlich aus leicht erklärlichen Gründen nichts weniger als angenehm, und es ist besser oben als unten zu liegen, besser Hammer als Ambos zu sein.

Nachdem ich mein Billet dem ersten Kellner der Kajüte vorgezeigt und die beiden arabischen Bootsleute abgelohnt hatte, richtete ich mich in der Kajüte häuslich ein, bei der Gelegenheit gleich meine Reisegesellschaft näher betrachtend. Dieselbe bestand vorwiegend aus Kaufleuten griechischer Nationalität. Aber auch Deutsche befanden sich darunter; ihren Reden nach mußten es deutsche Kaufleute aus Alexandrien sein, die von einer Geschäftsreise nach Jerusalem und den

deutschen Colonien Sonôra und Haifa nach Alexandrien zurückkehrten. Einige Franziskanermönche bildeten den Rest der Gesellschaft und gaben derselben mit ihren bedächtigen Schritten und contemplativen Gesichtern einen etwas düstern Anstrich. Kein Freund von Männern in Kutten und Schlafröcken, entzog ich mich bald ihrem Gesichtskreis und wanderte auf Deck. Dort oben herrschte ein reges, interessantes Leben. Das Ein- und Ausladen der Waaren mittels großer Dampfkrahne erregt die Aufmerksamkeit immer von neuem wieder, so oft man es auch schon gesehen haben mag.

Welch verschiedene Waaren, welch mächtige Ballen, Kisten und Kasten mit Leichtigkeit durch einen Druck am Knopf der Maschine aus dem Bauche des Schiffes herausgehoben werden, ist kaum zu beschreiben: Töpferwaaren, Eisenwaaren, Maschinen aller Art, Kisten mit Wäsche und Kleidungsstücken, dann Rauchwaaren, riesige Schweizerkäse, wie Mühlräder aussehend, Bier- oder Weinfässer, Körbe mit Obst und lebendes Vieh, Pferde und Kühe.

Nicht minder geräuschvoll als dies Verladen von Waaren geht das Aus- und Einschiffen von Passagieren vor sich. Namentlich sind es die Mekkapilger, die mit den Bootsleuten um den Preis der Ueberfahrt, um jeden Piaster feilschen und hadern, als wenn es sich um Millionen handelte. Der Bootsmann weist auf die großen Ballen Betten, Hausgeräthe, auf die Säcke mit Kleidungsstücken und Mundvorrath hin, die neben dem Pilger (Hadji) liegen und fragt den vor

ihm stehenden Besitzer: „Das alles soll ich dir für 6 Piaster nebst deiner eigenen hochgeschätzten Person über das tiefe, erregte Meer führen? Mein Rücken erlahmt von der schweren Last, mit den Wellen habe ich zu kämpfen, und du willst mich lohnen wie einen Eseljungen für einen Ritt auf seinem Thiere?“ Der Türke, seine Cigarette rauchend und den Araber scharf fixirend, sagt: „Diese Betten, diese kleinen Bündel neben mir krümmen schon deinen starken Rücken? Ich weiß, du scherzest. Wenn ich mir Mühe gebe“, dabei streicht er sich würdevoll den Schnurrbart, „werfe ich die Bündel vom Schiff hinüber auf das Land, und deine starken Arme thun das auch. Und mit den Wellen willst du zu kämpfen haben?“ „Nun, etwa nicht?“ fällt der Araber ein; „sieh dir mal das Gedränge an, und wie die Boote gegeneinander stoßen und schaukeln. Man muß kämpfen wie in der heiligen Schlacht, und das alles für 6 Piaster?“

In dieser echt orientalisch umständlichen Weise geht das Gespräch weiter und so bei jeder Gruppe, bis schließlich eine Einigung erzielt und das Deck von den Abziehenden gesäubert ist.

Die auf dem Schiff gebliebenen Deckpassagiere nehmen die durch die Abziehenden freigewordenen bessern Plätze ein, falls sie mit den bisher innegehabten nicht zufrieden waren. Die Neueinsteigenden müssen dann auf den übriggelassenen Stellen des Decks ihre Habseligkeiten niederlegen, ihre Matratzen und Teppiche ausbreiten und sich einrichten, so gut es eben gehen will.

Punkt 2 Uhr wurde der Anker gelichtet, und langsam zog das Schiff zwischen den Steinwällen des Hafens hindurch dem Meere zu.

Ich nahm bei zeiten meinen Lieblingsplatz auf dem Schiffe ein, den Platz in der äußersten Spitze des Vorderdecks, mich auf ein dort liegendes zusammengerolltes Tau setzend.

Als wir uns von der sandigen Küste entfernt hatten und der Lootse in Gnaden entlassen war, wurde der Curs nach Nordwest eingeschlagen, und schnell wie eine Lokomotive auf der Bahnstrecke durchfurchte der „Mars“ die wogenden blaugrünen Wellen.

In meiner unmittelbaren Nähe hinter dem zusammengerollten Tau hatte ein großer, mächtiger Beduine, mit Adlernase und einem langen schwarzen, schlecht gepflegten zottigen Bart, seine Matratze ausgebreitet. Er saß auf derselben, aus dem Koran laut vor sich hin lesend. Vor ihm auf der äußersten Kante der Matratze lag ein etwa sechsjähriger schwarzer Knabe, anscheinend ein Sklave des Beduinen, den Worten seines Herrn lauschend. Die schöne, sonore Stimme des braunen Mannes, der ruhige, gemessene und würdevolle Ton, in welchem er sprach, fesselten mich sehr, obgleich ich kein Wort verstand. Als das Kapitel des Koran zu Ende und letzterer in der Ledertasche unter dem weißen Mantel verschwunden war, rollte der Knabe eine Cigarette, zündete und rauchte sie selbst an und übergab sie dann dem Gebieter. Während der Alte sich nun dem dolce far niente, dem Kaff, überließ, wußte auch der Junge nichts Besseres

zu thun, als sich schlafen zu legen. Wie ein zusammengerollter Hund lag er da, das Gesicht der Matratze zu- und von der blendenden Sonne abgewendet.

Aehnliche orientalische Scenen konnte man auf Deck noch mehr beobachten. Da lagen Türken, Araber und Tscherkessen mit ihren verschleierten Frauen, familienweise gruppirt und von ihrem Gepäck umgeben, an den Schiffswänden entlang, die Passage auf Deck ungemein erschwerend. Auch viele jüdische Familien waren an Bord, die namentlich an dieser Küste in der Nähe von Syrien einen großen Theil des reisenden Publikums ausmachen. Nicht allein an ihren Gesichtszügen, sondern auch an der Kleidung und den langen, fettigen Locken, die vor den Ohren hängen, sind sie als Israeliten erkennbar. Anstatt der kurzen, arabischen Jacken tragen die Männer lange Röcke, die über die weiten Pluderhosen herabhängen und einen häßlichen unmännlichen Eindruck machen.

Die Anzüge der israelitischen Frauen sind halb orientalisch, halb europäisch, oben orientalisch, unten europäisch; nach oben reichen die Kleider kaum über die höchsten Spitzen der üppigen Brüste hinüber und sind außerdem in der Mittellinie zwischen den Brüsten nicht geschlossen, sodaß der Busen von oben und von der Seite neugierigen Blicken geöffnet ist.

Unter den Passagieren erster Kajüte befand sich eine levantinische Familie, Vater, Mutter und Tochter, die allgemeines Aufsehen erregte. Der Vater, ein schöner schlanker Mann in der Mitte der Vierziger, mit feingeschnittenem Gesicht und üppigem schwarzen

Schnurrbart trug europäische Kleidung, während seine Frau und die etwa funfzehnjährige, bildschöne Tochter in orientalische schwarzseidene Kleider gehüllt waren. Die Damen waren noch nicht auf einem Dampfer gefahren; alles schien ihnen neu zu sein. Um ihnen die Einrichtungen und das Leben auf dem Schiffe zu zeigen, führte der Vater sie über das ganze Deck, auch in die Kajüte der zweiten und dritten Klasse. Das liebliche Gesicht und das bescheidene Wesen der schwarzäugigen Levantinerin gewannen die Herzen aller, und selbst der bärtige Kapitän fühlte sich veranlaßt, um ihre Gunst zu werben, indem er sie aufforderte, mit ihm die Commandobrücke des Schiffes zu betreten. Beglückt von der hohen Ehre, die nur wenigen Passagieren während einer Fahrt zutheil wird, schaute sie wie eine Königin von ihrem Throne herab.

Die orientalische Frauenkleidung ist nicht unähnlich der Kleidung unserer Nonnen. An Stelle der schwarzen oder weißen Mütze der letztern trägt die Orientalin ein buntseidenes Barett mit Gold- und Silberstickereien. Ueber den Kopf und das Barett hinweg wird dann nonnenhaft ein großes, schwarzseidenes Umschlagetuch gezogen, welches fast bis auf den Boden reicht und vorn mit den Händen fest und geschlossen gehalten wird. So wenig kleidsam diese Tracht nun ist, so praktisch ist sie aber in den heißen Klimaten, da das über den Kopf gezogene Tuch die unangenehmen Wirkungen der Sonne sehr vermindert und als Sonnenschirm dient. Die Kleidung

außer diesem Ueberwurf besteht meist aus Sammtmieder und Seidenrock mit reichem Spitzenbesatz.



Orientalische Christin.

Bald war der Name der schönen Dame bekannt geworden; sie hieß Elena Deroni; ihr Vater Vittorio Deroni sollte in Damascus ein großes Porzellan- und Glaswaarengeschäft besitzen und jetzt nach Alexandrien

reisen, um daselbst den Sommer über mit seiner Familie in einer Villa am Meeresgestade zu wohnen.

Wie die reichen Leute bei uns im Sommer in die Bäder und hauptsächlich an die See reisen, so machen es ebenso die reichen Orientalen. Leute, die in Kairo wohnen, gehen im Sommer nach Alexandrien oder nach Syrien und dem Libanon, auf dessen stattlichen Bergen sie Villen beziehen.

In Aegypten angesessene reiche Europäer gehen während des Sommers gern nach Europa oder ebenfalls auf den Libanon. Der in Damascus angesessene Vittorio Deroni verband mit der Reise noch die Absicht, seiner Tochter das großstädtische halbeuropäische Leben von Alexandrien zu zeigen und sie allmählich mit der außerarabischen Welt bekannt zu machen.

Von den Passagieren zweiter Kajüte lernte ich die beiden deutschen Kaufleute kennen und verblieb mit ihnen bis spät in den Abend hinein auf Deck. Die Zukunft der deutschen Colonien in Syrien bildete das Hauptthema der Unterhaltung. Die Herren waren der Ansicht, daß falls das türkische Reich durch Kriege oder innern Zerfall sich auflösen sollte, nur die deutsche Fahne über Syrien wehen dürfe, daß die deutschen Colonisten aber, solange das türkische Reich bestände, keine Lust verspürten und keinen Anlaß hätten, eine andere Macht herbeizurufen.

Am meisten fürchteten sie eine französische oder englische Annexion, von denen indeß weder die eine noch die andere Aussicht auf Erfolg haben dürfte.

Die deutschen Colonien in Syrien gedeihen recht

gut und erhalten stetigen Zuzug. Berge, welche Jahrtausende lang öde und brach gelegen haben, werden jetzt wieder durch Deutsche bebaut und ertragsfähig gemacht, sodaß die deutsche Einwanderung dem Lande in der That zum Nutzen gereicht. Die türkische Regierung weiß auch den Zuzug der fleißigen, meist württembergischen Bevölkerung sehr wohl zu würdigen und unterstützt sie nach besten Kräften.

Unter solchen Gesprächen war es 10 Uhr abends geworden. Wir machten noch einen Rundgang über Deck, um uns die nächtliche Scenerie anzusehen. Auf dem Deck der zweiten Kajüte waren nur noch wenige Gruppen, darunter etliche Fratres anwesend, die in ernste philosophische Betrachtungen vertieft schienen. Das Deck dritter Klasse hatte sich in einen großen Schlafsaal verwandelt; auf ausgebreiteten Matratzen und Betten lagen an den Schiffswänden entlang Männer und Frauen in bunter Reihe, und die schmalen Gänge rechts und links waren kaum passirbar. Hier und da saßen in dem Halbdunkel noch Gruppen beisammen, rauchend und sich Geschichten erzählend. Auf der Commandobrücke ging der wachhabende Offizier mit gleichmäßigen Schritten auf und ab, die Kapuze seines Mantels über den Kopf gezogen.

Das Deck erster Kajüte war noch recht belebt; auch die levantinische Familie mit der schönen Elena saß noch auf der Mittelbank und unterhielt sich mit dem vor ihr stehenden Schiffskapitän. Dem bärtigen Manne ging es wie so manchem andern auf dem

Schiffe: „die schöne Elena hatte es ihm angethan“. Als wir unsere Rundreise beendet, verfügten wir uns in unsere Kajüte.

An Bord eines Schiffes schläft man doppelt so gut wie am Lande. Die frische Seebrise am Tage, die ewigschaukelnde, die Sinne ermüdende Bewegung des Schiffes, das Anschlagen der Wellen an die Schiffswand dicht neben dem Bett verursachen einen tiefen, wohlthuenden Schlaf, sodaß man am andern Morgen wie neugeboren sich erhebt.

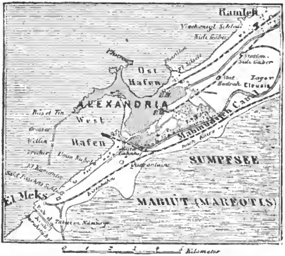
Um 6 Uhr früh ist auch schon alles munter. Man macht schnell Toilette, trinkt eiligst den bereitstehenden Kaffee und eilt auf Deck, um die schöne Morgenluft und den Aufgang der Sonne zu genießen.

Wir fuhren bereits im Angesicht der ägyptischen Küste, des Leuchtthurms von Alexandrien und der Dattelwaldungen von Ramleh. Auf jedem Hügel der Küste thronte ein Fort. Zwischen Palmen hervor glänzten weiße Landhäuser und lehmfarbige arabische Bauernhütten. Hinter dem Leuchtthurm von Alexandrien, dem wir uns rasch näherten, erhoben sich herrliche Paläste, europäische Häuser, Moscheen und Kirchen in großer Anzahl.

Zum zweiten male näherte ich mich von der See her dieser herrlichen Stadt, die schon vor 2000 Jahren der Glanzpunkt unter den Städten am Mittelmeer war. Millionen von Menschen hatten in ihr schon glücklich und unglücklich gelebt; nun lagen sie in jenen Sanddünen und in jenen durchwühlten Sandbergen selig begraben. Wie mancher stolze Mann, wie manche

schöne Frau hatte dort das Leben genossen, verbracht und vollendet!

Vor dem Hafen der Stadt kam der Lootse an Bord. Es war ein Araber mit weiten weißen Hosen, blauer Tuchjacke und Fes, der dem Kapitän als altem



Plan von Alexandrien und Umgegend.

Bekannten herzhaft die Hand drückte, darauf die Commandobrücke betrat und das Schiff durch die zahlreichen und nicht ungefährlichen Klippen in den sichern und geräumigen Hafen führte. Gegen $^1/_2$ 8 Uhr früh warf der „Mars" Anker, und voller Erwartungen und voller Freude stieg ich ans Land.

4. Dienstantritt.

Ich quartierte mich in dem kleinen Gasthaus „Zum Deutschen Hause“ ein, dessen Besitzer, der württembergische Templer Herr Pfeiffer, mir von meinem ersten Aufenthalte in Alexandrien vortheilhaft bekannt war. Das „Deutsche Haus“ lag an dem kleinen Mahmudie-Platz, zwischen der Schwesterstraße und der Mahmudiestraße, also im Centrum der verkehrsreichen Stadt. Prunkvolle Einrichtungen enthielt das „Deutsche Haus“ nicht, doch war das Logis reinlich und billig.

Noch an demselben Vormittage, Sonntag gegen 11 Uhr, meldete ich mich in dem am Hafen gelegenen Bureau der Küstenwache bei Morice-Bey, meinem neuen Chef.

Derselbe saß in hellem englischen Civilanzuge, weißen Schuhen und mit dem Fes bekleidet, in einer kleinen, europäisch eingerichteten Stube und nahm den Bericht eines Beamten entgegen, der in der Nacht mit Hülfe seiner Soldaten den Griechen einige Ballen Contrebande abgenommen hatte.

Als ich eintrat, unterbrach Morice-Bey die Verhandlung und empfing mich sehr herzlich und kameradschaftlich. Nachdem er mir auf einer Karte die Lage der einzelnen Stationen der Küstenwache und speciell die der meinigen gezeigt und mir die Grundsätze auseinandergesetzt hatte, nach welchen der Dienst an der Küste gehandhabt werden sollte, sagte er:

„Sie werden viel Arbeit, keinen Comfort und womöglich noch weniger Ordnung und Disciplin vorfinden; doch hoffe ich, daß Sie bald geordnete Zustände sich schaffen werden. Mir liegt nicht daran, daß Sie Contrebande wegnehmen, sondern daß Sie die Schmuggler abhalten, an unserer Küste zu landen. Da mich selbst heute Nachmittag dringende Geschäfte verhindern, Sie auf Ihre Küstenstrecke hinaus zu begleiten, wird der Ihnen bereits bekannte Inspector of Coast Guards, Mr. Roof, Ihre Einführung übernehmen. Setzen Sie sich, bitte, mit diesem Herrn in Verbindung. Ich hoffe, Sie in den nächsten Tagen draußen an der Küste zu sehen." Damit war der dienstliche Theil unserer Unterhaltung beendet. Ich begab mich nunmehr in das Nebenzimmer zu meinem zweiten Vorgesetzten Mr. Roof.

Der elegante blonde Herr mit dem scharfgeschnittenen Diplomatengesicht empfing mich nicht weniger freundlich als sein Chef. Nachdem die herkömmlichen Begrüßungen ausgetauscht, informirte mich Mr. Roof über die Anzahl meiner Leute und Pferde, in Summa kaum 20 Reiter, welche sämmtlich ausgediente ägyptische Cavaleristen waren und von einem Sergeanten (Beschauisch) befehligt wurden. Die Küste, die ich zunächst unter mir haben sollte, war die von Ramleh bis Abukir und hatte eine Länge von circa 12 km. Auf dieser Linie lagen vier Stationen: Bringhi-Nukta, Sidi Bischr, Mandara und Station Abukir am Berge gleichen Namens.

Ueber die innern Dienstverhältnisse an jener Küste,

in welchen Zeiträumen die Ablösung der Posten stattfände u. s. w., konnte mich Mr. Roof nicht informiren, ebenso wenig vermochte er mir ein Namensverzeichniß der mir unterstellten Leute zu geben. Betreffs meiner Einführung an der Küste wollte Mr. Roof um 4 Uhr zu Pferde nach Bulkeley, einer Station der englischen Eisenbahn, hinausgeritten kommen, wohin ich mich selbst mit der Bahn begeben möchte; von dort würden wir in wenigen Minuten an die Küste und zur ersten Station gelangen. Der gewöhnliche englische Abschiedsgruß „Good bye, Mr. Miller", „Good bye, Mr. Roof", beendete diese erste Begegnung, und guten Muthes und mit riesigem Hunger begab ich mich zurück nach dem „Deutschen Hause".

Am Mittagstisch im „Deutschen Hause" saßen nur deutsche Colonisten, deutsche Commis, Reisende und einige deutsche und englische Missionare. Das Essen war einfache Hausmannskost: Suppe und Braten mit Gemüse und Compot. Als Getränk fungirte syrischer Wein aus den deutschen Colonien bei Haifa und Jerusalem. Mit seiner rosarothen Farbe ähnelt der Wein sehr dem echten vin de Champagne, ist auch so säuerlich wie letzterer. Die Behandlung des Weines mußte noch auf niederer Stufe stehen, da angenommen wurde, der syrische Wein sei deshalb nicht exportfähig, weil er in Flaschen sehr bald die rosarothe Farbe mit einer schmutziggrauen wechselt und auch zu leicht trübe wird.

In neuerer Zeit hat sich in Haifa ein weinverständiger junger Kaufmann niedergelassen, der die

Behandlung und Correctur des syrischen Weins versteht und ihn exportfähig zu machen weiß. Auch werden jetzt bereits ansehnliche Quantitäten deutsch-syrischer Weine nach Europa exportirt, die besonders als Kirchenweine bei Spendung des heiligen Abendmahles Verwendung finden.

Am Nachmittage fuhr ich auf der ägyptischen Eisenbahn nach Bulkeley-Station und wartete auf der Chaussee von Alexandrien, in der Nähe der Bahnstation, die Ankunft von Mr. Roof ab. Die Chaussee, an deren beiden Seiten anstatt unserer Pappeln große Sykomoren stehen, war an diesem Sonntag Nachmittag recht belebt von Fußgängern, Equipagen, Esel- und Pferdereitern. Alles strömt hinaus nach Ramleh, in die Berge, in die Dattelwaldungen oder an die schöne Küste von Ramleh, wo Herren wie Damen Meerbäder ohne Kosten in Gottes freier Natur genießen können. Viele gehen hinaus nach Ramleh, um die auf den Sandbergen erbauten Villen zu sehen und sich an deren herrlichem Anblick zu weiden. Da steht Villa an Villa, eine jede in einem andern Stil erbaut, eine jede aber mit Gärten und Mauern umgeben. Durch prachtvolle schmiedeeiserne Gitterthüren kann man auf den Platz vor der Villa oder in die Gärten hinein sehen. Wasser der Wasserleitung, menschlicher Fleiß und die ägyptische Sonne entlocken daselbst dem sterilen sandigen Boden die wunderbarsten Pflanzen. Während auf den Straßen von Ramleh der Reflex der weißen Mauerwände und der helle Sandboden die Augen blenden, während die glühende Hitze den Wanderer in

beständiger Transpiration erhält, lustwandeln die glücklichen Besitzer der Villen in den dunkeln schattigen Gängen der Gärten oder erholen sich in den prächtig eingerichteten und kühlen, von Palmen und Sykomoren überragten Steinhäusern.

Nach halbstündigem Warten sah ich Mr. Roof auf der Straße von Alexandrien im Trabe ankommen. Mit dem Fes auf dem Kopfe, im übrigen im englischen Civilanzuge und anscheinend ohne Waffen, machte er nach deutschen Begriffen nicht gerade den Eindruck eines Offiziers, der einem andern eine Abtheilung Soldaten übergeben soll; aber ich, der ich dieser neue Vorgesetzte sein sollte, hatte noch weniger das Aussehen eines solchen, da auch ich in Civil war und mich nicht einmal der rothe Fes schmückte.

Von der Chaussee, die 1 km hinter dem Meeresstrande entlang führte, abbiegend, überschritten wir die bei Bulkeley-Station etwa 35 m hohen, felsigen und mit Häusern bedeckten Küstenberge und gelangten bald zur Küstenwachstation Ramleh, von den Soldaten Bringhi-Nukta, d. i. erste Station genannt. Ein hinter der Station beim Abkochen beschäftigter Soldat sprang, als wir uns näherten, gleich herbei, nahm das Pferd des Mr. Roof ab und rief den Unteroffizier, den Bedschauisch, herbei. Ehe derselbe sich von seiner Schlafstelle erhoben und herbeigekommen war, zeigte mir Mr. Roof die Station etwas näher.

Auf einem etwa 20 m hohen, in das Meer 50 m vorspringenden und zum Wasser steil abfallenden Felsen gelegen, bestand die Station aus zwei, etliche Meter

voneinander getrennt liegenden großen Lehmhütten. Die eine derselben enthielt die aus zwei Stuben bestehende Wohnung des Unteroffiziers, eine Stube für einen unverheiratheten Soldaten, sowie den anstoßenden Pferdestall für sechs Pferde. Die andere Lehmhütte enthielt drei aus je zwei Stuben bestehende Wohnungen für drei verheirathete Soldaten und wurde El Harim genannt. Das Innere des Harim konnten wir selbstverständlich nicht betreten, wol aber das Innere des „Hauptgebäudes", auch wieder mit Ausnahme der Wohnung des Bedschauisch, da derselbe verheirathet war. Die Stuben in der größern der beiden Lehmhütten waren kaum 3 m breit und 3 m lang und so niedrig, daß man nur gebückt darin zu stehen vermochte. Um das grelle ägyptische Sonnenlicht aus der Wohnung fernzuhalten, macht man in die Hütten absichtlich keine Fensteröffnungen, sodaß es in denselben bei geschlossenen Thüren absolut dunkel ist. Die Küstenwächter hatten diese Lehmhütten unter Beihülfe der Frauen selbst gebaut, da die Regierung sie zum Dienst an der Küste commandirt hatte, ohne irgendwelche Vorkehrungen zur Unterkunft der Soldaten getroffen zu haben. Die dünnen Wände der Hütten wurden aus Steinen aufgebaut, welche durch Lehm verbunden waren, während das Dach aus einer Lage Schilf und Palmblätter bestand, über welche 10 cm hoch Lehm gestrichen war.

Einen ganz jämmerlichen Eindruck machte der Pferdestall, der mit der einen Seite sich an die Hütte der Mannschaften anlehnte, auf den andern drei Seiten

aber vollständig offen war, und dessen defectes Dach sich nur auf etliche Lehmsäulen derart stützte, daß es wol einigen Schutz vor den Sonnenstrahlen, gegen Wind und Regen einen solchen aber absolut nicht zu geben vermochte.

Nachdem der Bedschauisch die Soldaten zusammenberufen und ich denselben als ihr zukünftiger Vorgesetzter mit dem Titel „Nasr“ vorgestellt war, ließ Mr. Roof für mich ein Pferd satteln, sodaß wir nach wenigen Minuten schon an der Küste entlang der nächsten Station zureiten konnten.

Mr. Roof hatte Eile; ihn drängte es, bald nach Ramleh zurückzukehren, wo die liebende Braut seiner wartete; wir setzten uns daher bald in stärkere Gangart und erreichten nach kaum 20 Minuten die auf einem 100 m hohen Berge gelegene zweite Station Sidi Bischr, nach einer weitern halben Stunde die dritte Station Mandara und schließlich die vierte Station Abukir. Die Vorstellung und Besichtigung verlief überall wie in Bringhi-Nukta.

Von Abukir kehrte Mr. Roof auf einem hinter der Düne gelegenen kürzern Wege nach Ramleh zurück, während ich an der Küste verblieb.

5. An der Küste von Mandara und Abukir.

Da bin ich nun, ganz mir selbst überlassen! Als Wohnort war mir die Station Mandara angewiesen, welche auf einer ins Meer vorspringenden Halbinsel und etwa 25 m über dem Meeresspiegel gelegen ist.

Während die übrigen Stationen nur aus Lehmhütten bestanden, hatte Mandara ein kleines Steinhaus, auf der Kuppe des Berges gelegen. Das Steinhaus bestand zwar nur aus einer Stube und diese war Dienst- und Schlafstube zu gleicher Zeit; immerhin aber ähnelte es wenigstens einer europäischen Behausung, war hoch, geräumig und nicht so eng, dunkel und niedrig wie die arabischen Hütten. In dem Hause hatten vor Einrichtung der elektrischen Telegraphen Wächter gesessen, die am Tage durch Aufhissen von Flaggen, in der Nacht durch Abbrennen von Leuchtfeuern verschiedener Farbe Nachrichten, die ihnen von den Nebenstationen zugingen, längs der Küste verbreiteten.

An der hintern Front des kleinen Gebäudes, nach der Landseite zu, stand der Pferdestall, ein offener Schuppen, der wie auf den übrigen Stationen nur mit einem auf etlichen Pfeilern ruhenden Dache aus Palmblättern versehen war. Die Wohnung der Soldaten war etwas abseits gelegen, ebenso der Harim und die Fourragekammer.

Etwa 500 m hinter der Station Mandara liegt das Dorf gleichen Namens, ganz von Palmen und Gärten umgeben. Dasselbe bot von der Station aus

gesehen einen reizenden Anblick dar. Mehrere Gebäude des Dorfes waren nicht mehr nach arabischem, sondern schon nach neugriechischem Stil gebaut, so namentlich das Haus des Schechs oder Schulzen des Dorfes, welchem auch der größte Theil der um das Dorf herumstehenden Palmen gehörte.

In Aegypten ist jede Palme gezählt und jede Palme ist besteuert mit etwa 1 Mark für jeden Baum. Man berechnet daher das Vermögen eines Mannes sowol nach der Anzahl der ihm gehörenden Aecker als auch der Palmen. In der Zeit, wo die Palmen Früchte tragen, zieht der Besitzer der Palmen mit Frauen und Kindern in den Wald, daselbst in schnell aus großen Palmenblättern errichteten Hütten wohnend.

Es ist dies die schönste Zeit für den Mann wie für die übrige Familie und entspricht unserer Erntezeit oder der Weinlese. Mit gemietheten Arbeitern wird am Tage das Abpflücken der Datteln, in der Nacht der Schutz des Waldes gegen Diebstahl besorgt. Das Verladen der Datteln in Körbe, welche durch Esel nach dem Markte, dem Souk der nächsten Stadt transportirt werden, übernehmen die Frauen und Kinder.

Hinter dem Dorfe führt die Eisenbahn Skanderîjeh (Alexandrien)-Raschîd (Rosetta) durch den Dattelwald hindurch und erleichtert den Küstenbewohnern die Abfuhr ihrer Erzeugnisse nach der Stadt.

Die Dünenberge, auf welchen Dorf und Station Mandara mit den Dattelpalmwaldungen liegen, variiren in der Breite von 1—8 km und werden im

Süden begrenzt durch den im Sommer größtentheils ausgetrockneten, im Winter, d. h. zur Regenzeit, jedoch angefüllten See von Abukir. Steht man auf dem Berge bei der Station Mandara, so sieht man im Norden vor sich das weite offene Meer mit zahlreichen Dampfern und Kähnen, im Westen die Häusermassen und Thürme von Alexandrien, nach Süden zu zwischen Palmen hindurch den See von Abukir und nach Osten hin längs der palmenreichen Küste über mehrere kleine Inseln hinweg die Berge und Forts von Abukir.

Einen reizenden Anblick gewährt die kleine Bucht östlich der Station Mandara mit den bis an das Wasser herantretenden Palmen, einem kleinen, mit zwei Geschützen besetzten Thurme und einer 300 m vor der Küste liegenden felsigen Insel. Wäre ich ein reicher Mann, so möchte ich mich an diesem Punkte niederlassen und den Winter daselbst verbringen. Das Wasser ist fischreich, und an der felsigen Küste wächst eine kleine Art Auster, die man nach Herzenslust täglich abschneiden und einsammeln kann; außerdem ist Mandara wegen seiner vorzüglichen Wachteljagd berühmt und wird von den alexandrinischen Herren viel besucht. Der damalige deutsche Generalconsul in Alexandrien, Graf von Saurma, besuchte Mandara in der Wachtelzeit wöchentlich ein- oder zweimal. Als ausgezeichneter Schütze und größter Nimrod Aegyptens kehrte er nie leer nach der Stadt zurück.

Von Gartenfrüchten werden namentlich Wein, Feigen und Tomaten gebaut, welche alle drei vorzüglich gedeihen, und wenn auch der eigentliche Ackerboden fehlt,

da die Düne nur aus Sand mit Felsgrund besteht, so ersetzen die Palmen das Getreide vollständig. Die Palmenwälder ziehen sich von Ramleh bis Abukir, hören dort aber auf und sind dann nur in der Nähe von Städten und Dörfern noch zu finden.

Wege und Straßen gibt es auf den Dünenbergen nicht; jedermann hat das Recht, über fremdes Eigenthum hinwegzureiten, vorausgesetzt, daß er keinen Schaden anrichtet, und Schaden kann man nur dann verursachen, wenn man gepflanzte Weinreben oder Tomaten muthwillig zertreten wollte.

Während auf dem Kamm der Düne die Palme gedeiht, zieht der Araber die Weinrebe, den Feigenbaum und die Tomate am liebsten in der Ebene. Bis 50 m an das Meer heran dehnt er seine Gärten aus, die im wesentlichen aus einer größern Anzahl parallellaufender 100 m langer und je $1-1\frac{1}{2}$ m tiefer Gräben bestehen, auf deren Sohle und sandigen Böschungen die Tomate wächst, das Lieblingsgemüse aller südlichen Völker. Die meist 2 m breiten Gänge zwischen den einzelnen Gräben sind mit langen Reihen von Weinstöcken und Feigenbäumen ausgefüllt, die zugleich den Gräben bei heftigen Winden als Schutz vor Versandung dienen. Da, wo keine Gärten sind, werden die Dünen von Schafen und Ziegen abgeweidet, namentlich in der Regenzeit von November bis Anfang März, während welcher sich die Sandflächen mit einem harten Grase bedecken. Zahlreiche, theilweise großartige Ruinen lassen vermuthen, daß vor Jahrhunderten und Jahrtausenden diese Gegenden stark bevölkert

gewesen sind. Namentlich muß die Stadt auf dem Berge Abukir, die alte griechische Colonie Canopus, von großem Umfange sowol, als auch von erheblicher commerzieller Bedeutung gewesen sein. Alten Ueberlieferungen zufolge soll die Stadt prächtige Tempel, Paläste und einen Triumphbogen gehabt haben. Die Plätze, an denen diese Bauten gestanden, sind deutlich erkennbar, mit Ausnahme des Tempelplatzes, an dessen Stelle sich jetzt ein ägyptisches Fort erhebt. Die Steinblöcke des Tempels, darunter einige mit Inschriften, haben in dem Fort Verwendung gefunden. Riesige Granitsäulen, wol 20—30 Fuß lang und fast 1 m im Durchmesser, liegen auf dem ganzen Berge zerstreut umher; ebenso fand ich verschiedene Sphinxe aus schwarzem Marmor, leider ohne Kopf, die Leiber indeß tadellos erhalten, an mehrern Stellen des Berges vertreten.

Bis zum Jahre 1798, dem Jahre, in welchem Bonaparte am östlichen Fuß des Berges von Abukir landete, sollen viele Denkmäler früherer Zeiten in den Ruinen von Canopus gewesen sein. Der Marsch des französischen Heeres von Abukir nach Alexandrien führte über das Ruinenfeld. Bonaparte hat die Schätze selbst gesehen, was ihn bewog, den Befehl zum Aufraffen aller werthvollen Gegenstände zu ertheilen.

Auf Grund genauer Besichtigung des Ruinenfeldes, das ich auf meinen täglichen Inspectionsritten durchkreuzte, bin ich der Ansicht, daß eine sachgemäße Ausgrabung daselbst noch immer sehr lohnend sein würde. Das Ruinenfeld ist eben zu groß, als daß napoleonische

Soldaten, so tüchtig sie auch sonst gewesen sein mögen, in einigen Tagen es hätten erschöpfen können.

Dort, wo in frühern Zeiten Häuser und Paläste gestanden, wo fröhliche und rührige Menschen an dem Leben sich ergötzten, herrscht jetzt Grabesstille. Verschwunden sind Tempel und Triumphbogen, verschwunden die sonst den Berg umlagernden griechischen Schiffe. In einigen Mulden sind jetzt Tomatengräben angelegt; der ganze übrige Theil des weiten Berges, namentlich rings um das mächtige Fort herum, wird von Schafherden abgeweidet, deren Hirten — Beduinen — Tag und Nacht ihre Waffen bereit halten müssen, um die ihnen anvertrauten Thiere vor Dieben und Wölfen zu sichern.

Ein freundlicheres und lebendigeres Bild gewährt der östliche Theil des Berges mit dem Marktflecken, Fischer- und Garnisonsort Abukir an der gleichnamigen weiten Bucht gelegen. Dorthin hat sich das Leben aus Canopus zurückgezogen.

Fischer und Soldaten bewohnen den Ort, der außer einigen Cafés, Tabacksläden und etlichen Offiziers-wohnungen nur kleine arabische Lehmhütten enthält. Ein Palmenwald, zwischen dem Ort und dem Meere gelegen, dient den fröhlichen Bewohnern des Ortes nach des Tages Müh' und Hitze zur Erholung und Erfrischung, und wenn von dem hinter dem Dorfe gelegenen Bahnhofe her das Pfeifen einer Locomotive erschallt, fühlt man sich gehoben und man weiß, daß man von der civilisirten Welt nicht ganz abgeschnitten ist.

Der Ort Abukir gehörte nicht mehr zu meiner

Inspection, welche westlich des Ortes an dem Fort ihr Ende erreichte. In Abukir begann die Inspection des Italieners Polzi, während von meiner ersten Station nach Westen zu bis zum Fort Silsili der frühere österreichische Lieutenant Swoboda commandirte.

---

6. Unser Dienst.

Wenn die grellleuchtende Scheibe der ägyptischen Sonne fern am Horizont in die leichtwogenden Fluten des Mittelmeeres eintaucht, beginnt für kurze Zeit ein reges Leben und Treiben auf den Küstenwacht-Stationen. Die Pferde werden gesattelt und aufgezäumt, und nach einer kurzen Revision seitens des Aeltesten der Station reiten die Leute ihren angewiesenen Revieren zu. Ein Soldat, der Tagesposten, bleibt auf der Station zurück, diese und die Frauen beschützend und sich zugleich für den Dienst am folgenden Tage ausruhend.

Als ich von meinem ersten Ritt nach Abukir zur Station Mandara zurückkam, traf ich die drei Nachtposten eben zum Abrücken bereit. Ohne vorderhand in den Dienst einzugreifen, sah ich demselben zu, um die bisherige Handhabung kennen zu lernen. Die Pferde waren anscheinend in gutem Zustande, dagegen machten die Leute durchaus keinen militärischen Eindruck. Ihre langen, blauen Mäntel hatten sie an-

gezogen aber nicht zugeknöpft, die Kapuzen über den rothen Fes geschoben, die Füße ohne Strümpfe in Halbschuhe gesteckt, und die Reithosen waren ohne Strippen. Wie recht bedauernswerthe arme Banditen sahen die Leute aus. Was mir aber ganz und gar nicht gefallen konnte, war, daß nur einer der zum Dienst abreitenden Soldaten eine Waffe in Gestalt eines Kürassierdegens trug, während die beiden andern nur mit 2 m langen, dicken Stöcken, Nabûts, versehen waren. Dergleichen Bewaffnung war mir bei Cavaleristen ganz neu und veranlaßte mich, den ältesten der Soldaten, Namens Fârag, um Aufklärung hierüber anzugehen.

Soviel ich aus dem Berichte und den Gesten des Mannes verstehen konnte, waren die Säbelkoppeln vor Altersschwäche brüchig und unbrauchbar geworden. Vor Monaten waren sie deshalb an den Unteroffizier in Ramleh abgegeben, damit dieser den Umtausch bewerkstelligen sollte; bisher waren indeß keine neuen geliefert worden. Ohne Säbelkoppel konnten die Soldaten allerdings die schweren napoleonischen Kürassierdegen (solche waren es in der That) zu Pferde nicht tragen. Und nicht nur in Mandara, sondern auch auf meinen andern Stationen fand ich diese Bewaffnung mit Stöcken vor. Von Feuerwaffen war bei den Soldaten an der Küste keine Spur vorhanden, eine Thatsache, die mir eben so komisch erschien als die Bewaffnung mit Stöcken; denn was sollte ein so kläglich ausgerüsteter Soldat Schmugglern gegenüber machen, die mit guten Feuerwaffen versehen waren? Die den Soldaten gegenüberstehenden Beduinen trugen lange

Gewehre mit Bajonnet, ferner aber noch Dolche und Pistolen. Die Griechen, die Genossen der Beduinen, waren sowol mit Jagdgewehren als mit Dolchen und Revolvern bewaffnet; außerdem befanden sie sich den Soldaten gegenüber stets in der Mehrzahl. Aus Furcht vor der Uniform des Vicekönigs Ismail lief kein Schmuggler davon. Diesen gegenüber konnten nur Argumente der Gewalt und scharfe Klingen imponiren.

Das Auf- und Abpatrouilliren der Soldaten auf den ihnen zugewiesenen Strecken gefiel mir sehr gut. Sie sowol wie ihre Pferde schienen unermüdlich zu sein. Dabei besaßen sie große cavaleristische Erfahrung; sie saßen häufig von ihren Pferden ab, gönnten denselben Erholung und gingen weite Strecken in dem tiefen Küstensande zu Fuß, zur Erleichterung für die Thiere und zur eigenen Erfrischung.

Um die Leute kennen zu lernen, ritt ich längere Touren bald mit dem einen, bald mit dem andern von ihnen.

Bei dieser Gelegenheit wurden alle arabischen Brocken, die ich mühsam gelernt, hervorgesucht, erprobt und verwendet, um mich durch Fragen über den Dienst, das Terrain u. dgl. im Arabischen auszubilden.

Jeder der Soldaten war schon über 15 Jahre im Dienst, hatte die verschiedensten Fahrten kreuz und quer durchs Delta gemacht, und alle hatten sie vor und in den Schlössern des Vicekönigs Dienst gethan, was sie besonders hervorhoben und worauf sie besonders stolz waren. Und trotz ihrer langen und treuen Dienste, war es erst einem, dem schon genannten

Fârag, gelungen, Gefreiter zu werden. Pensionen, Invalidenversorgungen oder Civilversorgungsberechtigungen gab es in Aegypten nicht, und die einzige Belohnung, die man den alten Soldaten gewährte, war eben die, daß man sie zur Küstenwache commandirte, wo sie der Kasernendisciplin entrückt sein und im Gegensatz zu den Liniensoldaten prompt bezahlt werden sollten. Aber diese alten Soldaten verdammten das Leben an der Küste, den schweren Dienst ohne Ruhetag, das Leben von Nachteulen in der Einsamkeit. Sie waren an das Leben in den Großstädten Alexandrien und Kairo gewöhnt; sie hatten das Bedürfniß, sich abends unterhalten und in Kaffeehäuser gehen zu können. Wie gern hätten sie den bunten Rock, den Rock des Vicekönigs, ausgezogen, wenn sie es nur gekonnt hätten! Aber das war unmöglich. Wer in Aegypten zum Soldaten bestimmt ist, bleibt es bis an sein Lebensende. Und sie wären es vielleicht auch gern geblieben, wenn ihre Dienste in ihrem Sinne Anerkennung gefunden hätten, wenn ihr Gehalt erhöht und der Dienst ihnen erleichtert worden wäre. Der Schlußsatz jeder Erzählung war und blieb, daß sie von dem neuen Chef Morice-Bey, der beim Vicekönig so hoch stände, Besserung erwarteten und erhofften, sowol hinsichtlich der Erhöhung des Gehalts als einer Erleichterung des Dienstes.

Nicht einmal die Moscheen konnten sie in ihrer jetzigen Stellung und bei ihrem derzeitigen Dienste besuchen; an dieser Aeußerlichkeit hängt aber der Araber mit größerer Zähigkeit als der Deutsche am Kirchen-

besuche. Regelmäßig die Moscheen zu besuchen, wenigstens einmal jeden Freitag, ist Ehrensache für den Aegypter, und er hält dies für ebenso nothwendig als zu heirathen. Derjenige wird bei ihnen misachtet, der weder die Moscheen besucht, noch heirathet. Nur Frauen, Kinder, Sklaven und Kranke sind vom Moscheenbesuche befreit resp. ausgeschlossen.

So von einem zum andern Posten patrouillirend, mich bald hier bald dort zeigend, war der Ritt in der Nacht in der angenehmen warmen, wenngleich feuchten Temperatur auf dem schönen, kräftigen arabischen Pferde für mich eine Wonne.

„Auf dem Rücken der Pferde vergißt man die Leiden des Daseins", sagt ein arabisches Sprichwort. Während ich fern im Süden an der ägyptischen Küste hin- und herzog, waren meine Gedanken weit weg im nördlichen Deutschland, wo ich alles, was ich lieb gehabt, zurückgelassen. Aber dieselben Sterne, die hoch über mir standen, derselbe Mond, der das Meer neben mir und die Sandfläche vor mir beleuchtete, sie erhellten zur gleichen Zeit und in gleichem Maße die Gefilde Deutschlands. Derselbe Gott, der über die Lieben in der Heimat wachte, er begleitete auch mich auf meinen einsamen Ritten am Strande des Mittelmeers. „Es gibt außer Gott keinen Gott und Mohammed ist sein Prophet." Dieses Gebet der Moslemim ging mir stets durch den Sinn, und das Anschlagen der langen Meereswellen an die Küste erschien mir als ein Zeichen des allgegenwärtigen Gottes.

Um es dem Pferde zu erleichtern, reitet man hart

am Wasser entlang, wo der durch das stete Anprallen der Wogen befeuchtete Sand hart ist und unter dem Hufe des Thieres nicht ausweicht. Das Pferd weiß diese Fürsorge wohl anzuerkennen, denn leichten Trittes und oftmals tändelnd geht es einher, sich selbst zu stärkerer Gangart anbietend. Ein leiser Druck mit den Schenkeln, ein Schnalzen mit der Zunge genügt, um es in Galop zu bringen, der zwar nicht schulgerecht, aber recht fördernd und angenehm ist. Mit dem Kopf schlägt es häufig nach oben und unten, pustet durch die Nüstern, um mit um so größerer Wollust die erquickende, etwas feuchte Nachtluft einzuathmen.

Heftig und bösartig werden diese Pferde nie und das Ausschlagen kennen sie gar nicht. Wenn nicht besondere Gründe vorliegen, läßt sie der Reiter so lange galopiren, bis sie von selbst in Schritt fallen. Hieran von Jugend auf gewöhnt, überhasten und übernehmen sich die arabischen Pferde nie; sie wissen, daß sie noch lange weite Wege zurückzulegen haben, daß sie die Kräfte nicht auf einmal einsetzen dürfen. Während der Reiter dem Willen des Pferdes nach Möglichkeit nachkommt, ist er dennoch sicher, auf dasselbe bauen zu können, wenn er größere Leistungen von seinem Vierfüßler fordern muß.

Ohne ernstere Störung verlief die erste Nacht. Ich hatte außer einer Specialbesichtigung der Terrainstrecke von Mandara meine ganze Küste von Abukir bis Ramleh sehr sorgfältig beritten und mich nach Möglichkeit orientirt. Schlafend hatte ich keinen der

Soldaten angetroffen und konnte mit dem Dienste im allgemeinen recht zufrieden sein.

Als am Morgen der Himmel im Osten sich erhellte und man die Meeresfläche klar übersehen konnte, ritten die Nachtposten und auch ich zur Station zurück, woselbst der Soldat Muhammed Achmed die Pflege des Pferdes übernahm. Seit 36 Stunden hatte ich nicht geschlafen und fast 18 Stunden war ich im Sattel gewesen; nun forderte die Natur ihr Recht, und ich überließ mich kurze Zeit der Ruhe auf dem primitiven Feldbett meiner Station. Bevor ich mich um etwa 6 $^1/_2$ Uhr morgens nach europäischer Zeitrechnung hinlegte, beauftragte ich Muhammed Achmed, mich um 4 Uhr nach arabischer Rechnung wieder zu wecken. Im Orient beginnt der Tag des Abends um 5$^1/_2$ Uhr, wo es nach arabischer Zeit 12 Uhr schlägt. Um 6$^1/_2$ Uhr abends und 6 $^1/_2$ Uhr morgens nach europäischer Rechnung ist es also 1 Uhr bei den Muhammedanern, und 4 Uhr arabisch entspricht etwa 9 $^1/_2$ Uhr europäischer Rechnung. Pünktlich um 4 Uhr arabisch weckte mich Muhammed Achmed und ich mußte eilen, den Eisenbahnzug in der Mandara-Station zu erreichen. Es galt, nach Alexandrien zu fahren, die erste Meldung bei Morice-Bey abzustatten und mir Waffen, Uniform, die Einrichtung für eine Stube, Sattelzeug, Zaumzeug, Mundvorrath und eine Kocheinrichtung zu besorgen. Der Zug, den ich benutzen mußte, sollte um 10 $^1/_2$ Uhr von Mandara-Station abgehen, und als ich die Station erreichte, hörte man den Zug schon daherkommen. Wie der märkische Kiefernwald dröhnt

und rauscht, wenn pfeifend und keuchend die Locomotive ihn durchkreuzt, so widerhallte auch jetzt beim Ankommen des Zuges der ägyptische Dattelpalmwald. Die Aehnlichkeit der Wirkungen forderte mich zum Vergleich mit märkischen Verhältnissen auf. Hier wie dort Sand und abermals Sand und ebenso hier wie dort ein eintöniger, nur aus einer Baumart bestehender Wald. Nur die über mir stehende Sonne meinte es unbarmherziger als in der lieben Mark, und die Menschen, die um mich waren, trugen ein anderes Gepräge und Aussehen als dort.

Der Zug kam nach englischer Manier mit großer Schnelligkeit in die Station gefahren und wurde so heftig gebremst, daß der Erdboden zitterte. Ein Coupé zweiter Klasse mir selbst öffnend, stieg ich ein und befand mich fünf Offizieren von Rosetta (Raschid) gegenüber, die, wie ich aus ihren Reden entnahm, nach Alexandrien fuhren, um der Vorstellung der Aïda in dem großen Zizinia-Theater beizuwohnen. Die Offiziere sahen in den schmucken dunkelblauen, mit schwarzen Schnüren besetzten ägyptischen Artillerieuniformen, die den braunschweigischen Infanterieuniformen ähnlich sind, sehr gut aus. Tout comme chez nous führten sie allerhand scherzhafte Reden, deren Sinn ich allerdings nur aus den Mienen, nicht aus den Worten zu entnehmen vermochte.

Die Fahrt währte kaum 20 Minuten. Nachdem der Zug in den großen überwölbten Regierungsbahnhof von Alexandrien eingelaufen war, nahm ich einen vor dem Bahnhofe stehenden Esel und ritt zum Divan el

Gumruk (Hauptsteueramt), woselbst ich Morice-Bey Meldung erstattete und mir Waffen, einen Martini-Henry-Karabiner, einen Revolver, einen Säbel und einen Dolch aussuchte. Auch für meine Leute nahm ich Waffen, namentlich Revolver und Karabiner in Beschlag, soviel ich ihrer habhaft werden konnte, und ließ sie gut verpackt und mit der entsprechenden Munition sogleich nach Mandara befördern.

Von dem Hauptsteueramt ging ich durch enge arabische Straßen hindurch zu dem Schneider der Küstenwache, einem Franzosen. Die Bekleidungsfrage war bald erledigt und auch die Beschaffung von Conserven und Vorräthen aller Art ging schnell von statten. Eine große, aber durchaus nothwendige Ausgabe war die für Sattel- und Zaumzeug, denn auf dem gelieferten Dienstsattel, einem französischen Bocksattel aus der Zeit Napoleon's I., ritt es sich sehr schlecht, das hatte ich beim ersten Ritte schon gemerkt. Das Zaumzeug, arabischen Ursprungs, war so alt und brüchig, daß man Furcht hatte, es würde beim Gebrauch zerreißen.

Um 3 $1/2$ Uhr nachmittags waren die Einkäufe beendet und die gekauften Waaren nach dem Bahnhofe gesandt. Da der Zug schon um 4 Uhr Alexandrien verließ und dies der letzte Zug auf der Linie Alexandrien-Rosetta war, so mußte ich, ohne etwas genossen zu haben, nach Mandara zurückkehren und dort die erste Kochprobe mit Conserven anstellen.

Gutes Trinkwasser, Brennmaterial und Brot, deren Herbeischaffung in Europa keine Schwierigkeiten bereitet, sind in Aegypten schwer zu haben. Alles

trinkbare Wasser liefert dort der Nil, und dieses Nilwasser muß erst filtrirt werden, um es wohlschmeckend, appetitlich und dem Körper zuträglich zu machen. Es existiren daher in allen Haushaltungen Aegyptens, und mögen sie noch so klein sein, als Filter große, fast 1 m hohe irdene Gefäße, welche mit Wasser gefüllt und mit einem Deckel versehen auf einem hölzernen Bocke ruhen. Das durch die poröse Masse des Gefäßes dringende Wasser tropft in einen unter demselben stehenden Napf, aus welchem man das klare, wohlschmeckende Trinkwasser schöpft. Die schlammigen und erdigen Theile des Nilwassers bleiben im Innern des Filters sitzen, sodaß derselbe allwöchentlich gereinigt werden muß, wenn er die Porosität längere Zeit beibehalten soll. Ein gut gereinigter Filter liefert allstündlich etwa zwei Glas Wasser.

Wo der Nil oder dessen Arme nicht verwendet werden können, wie in Ramleh und Mandara, gräbt man an geeigneten Stellen 1—2 m tiefe Löcher in den Sand, in welchen sich alsdann Grundwasser ansammelt; das Grundwasser bei Mandara schmeckt wegen der Nähe des Meeres indeß recht salzig. Auch die Filter machen dieses Wasser nicht wesentlich süßer. Der salzige Beigeschmack und die Wärme verleiden den Genuß des gewöhnlichen Trinkwassers außerordentlich und bewogen mich, stets größere Quantitäten Selters auf Lager zu halten. Dasselbe ist ohne Eis zwar nicht kälter, aber wenigstens wohlschmeckender als das gewöhnliche Trinkwasser längs der Küste.

Die an der Küste zumeist verwendeten Brennmate-

rialien sind Dattelpalmholz und getrockneter Kamelmist, von denen das eine so schlecht brennt wie das andere. Nur reichere Araber und Europäer brennen Holzkohlen, die sie mit großen Unkosten und vieler Mühe von Alexandrien beziehen. Kochherde gibt es nur in den großen Städten; in den Dörfern Aegyptens kocht man alle Speisen im Freien, sei es auf dem innern Hofe oder auf der Dorfstraße vor den Hütten und Häusern über offenem Feuer.

Die Hauptmahlzeiten werden daselbst früh morgens und abends gehalten, während in der heißen Mittagszeit nur kalte Speisen, Brot, Butter und Käse genossen werden.

Bevor der Dienst am zweiten Abend begann, hielt ich eine Besichtigung der Pferde ab und war erschreckt, unter den fünf Pferden der Station nicht weniger als drei gedrückte zu haben. Die Druckflecken von zweien waren, obgleich auf dem Widerrist, doch nur klein, das dritte hatte aber dafür eine Wunde in der Sattellage von der Größe einer Frauenhand.

Als ich mir nach dieser Entdeckung die als Unterlage der Sättel dienenden dicken, braunen französischen Filzdecken zeigen ließ, fand ich deren untere Fläche durch Schweiß, Staub und getrocknetes Blut vollständig verhärtet, sodaß es in der That ein Wunder war, daß nicht sämmtliche Pferde Druckflecken hatten.

Mein Vertrauen in die gerühmte arabische Liebe zu den Pferden und in das cavaleristische Verständnis war dahin, um so mehr als mir die Soldaten auf Befragen versicherten, daß sie Pferde solcher Druck-

flecken halber nie schonten, indem Druckflecke unter dem Reiter heilen müßten, da sie unter dem Reiter entstanden wären. Sonderbare Logik das! Leute, die solchen Grundsätzen huldigten, mußten entweder schrecklich beschränkt oder frech genug sein anzunehmen, daß sie durch solche Redensarten ihre Herzlosigkeit und Trägheit würden bemänteln können. Entsprechend dem traurigen Zustande der Pferderücken und der Filzdecken war auch der Putzzustand der Thiere ein ganz nichtswürdiger. Jahre mochten vergangen sein, seitdem Striegel und Kardätsche zum letzten mal die Flanken der Thiere berührt hatten, und Ungeziefer jeder Art, Läuse, bohnengroße, mit dem Kopf in der Pferdehaut sitzende blutsaugende Thiere und unzählige der überaus lästigen Bremsen und zähen, steinharten ägyptischen Fliegen, welche man in der That kaum zwischen zwei Steinen todtpressen kann, quälten die viceköniglichen Streitrosse. Ich war ganz entsetzt und angewidert, als ich hiervon Kenntniß genommen. Am liebsten hätte ich meine Sachen gepackt und wäre mit dem nächsten Zuge wieder nach Alexandrien gefahren, besonders auch, da sich die Berührung mit den arabischen Soldaten und der eintägige Aufenthalt in dem unsaubern Stationsgebäude durch Anwesenheit von allerlei Ungeziefer selbst an meinem Körper schon unangenehm bemerklich machte. Nein, so schlimm, so verlottert hatte ich mir die ägyptischen Zustände nicht entfernt träumen lassen, und lediglich die Absicht, das von Morice-Bey in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und der Wunsch, mein Bestes zu thun, um in die verrotteten Verhält-

nisse der mir überwiesenen Menschen und Thiere einige Ordnung zu bringen, bestimmten mich, nicht blos zu bleiben, sondern auch gleich energisch der Unordnung und dem Unrath zu Leibe zu gehen. Binnen fünf Minuten hatte ich in dem stillen ägyptischen Stall, in dem Eldorado des Ungeziefers, ein solches Leben hervorgerufen, wie man es in einem deutschen Schwadronsstall zu sehen gewohnt ist. Die noch vorhandenen Striegel und Kardätschen gelangten zur Thätigkeit, und es wurde sofort begonnen, das Ungeziefer von den Thieren abzulesen, was ich den sich anfangs widerwillig zeigenden Burschen persönlich vormachen mußte. Namentlich wollten sie nicht an das Tödten des Ungeziefers heran, da der Islam das unnütze Tödten von Thieren verbietet. Schließlich aber half etwas kategorisches Zureden und das eigene Beispiel. Die Schlacht wurde allgemein aufgenommen und artete schließlich in ein Schlachten aus, ohne dem Feinde irgendwelchen Pardon zu gewähren.

Als die Dunkelheit hereinbrach und der Dienst auf der Strecke beginnen mußte, fühlte ich mich ordentlich erleichtert und die Pferde wahrscheinlich auch, denn solche Generalreinigung mochten sie noch nicht erlebt haben.

Die gedrückten Pferde blieben stehen; ihre Reiter machten den Dienst zu Fuß. Den gesunden Pferden ließ ich anstatt der noch nicht gereinigten französischen Filzdecken die auf der Station vorhandenen Schlafdecken der Soldaten, nach deutscher Weise zusammengefaltet, unter den Sattel legen, eine Anordnung, welche die Verwunderung der Soldaten nicht wenig erregte.

Sehr erfreut waren sie über die von Alexandrien mitgebrachten Waffen, welche ich sofort zur Vertheilung brachte. Nachdem ich mich selbst mit solchen versehen und außerdem den schwarzen europäischen Hut — for ever, so hoffte ich — mit dem kleidsamen militärischen Fes vertauscht hatte, bestieg ich das für mich bestimmte Pferd und ritt in der Richtung nach Ramleh meinen andern Stationen zu.

Als mein brauner Hengst, den Stationsberg hinabgehend, die flache Küste erreichte, kam er meinen Wünschen zuvor und setzte sich von selbst in Galop, mit mächtig fördernden Sprüngen am Wasser entlang eilend. Der braune Hengst erinnerte mich mit seinen leichten Bewegungen an einen arabischen Schimmelhengst Saglavi, welchen ich im Jahre 1868 als Selectaner des Cadettencorps im Königlichen Marstall in Berlin öfters geritten hatte.

Saglavi war eins der vier Pferde, welche der Sultan Sr. Majestät unserm Könige 1867 zum Geschenk gemacht hatte. Da Saglavi biß und schlug, hatte er sich von den übrigen drei Collegen bald trennen müssen und war der directen Aufsicht und Schule des Oberstallmeisters von Rauch unterstellt worden.

Saglavi ließ nur eine Person zu sich in den Stand treten und zwar den Stallknecht, der ihm das Futter gab. Sobald derselbe dem Hengst den Sattel aufgelegt, ihn gezäumt und im Stande hatte umdrehen lassen, führten zwei Stallknechte, der eine am rechten, der andere am linken Backenstück, das Pferd in die Bahn hinein. Während der Reiter das Thier bestieg,

mußten die beiden Stallknechte den Kopf desselben hochhalten, um ein Ausschlagen unmöglich zu machen; auch hatten sie gleichzeitig aufzupassen, daß das Thier nicht nach rechts oder links herum nach dem Reiter beißen konnte. Nachdem dieser seinen Sitz eingenommen und die Zügel mit beiden Händen gefaßt hatte, traten die Stallknechte zurück und verließen die Reitbahn. Da bei gehöriger Vorsicht das Reiten Saglavi's ungefährlich war, gelangten wir Cadetten zu dieser Ehre, allerdings nur die Cavalerie-Cadetten.

Die Bewegungen Saglavi's waren seinem Körperbau entsprechend äußerst leicht und elegant, und mit Passion und Freudigkeit nahm er jegliches Hinderniß. Auf Saglavi brauchte man nur eine Hülfe zu denken, so entsprach ihr das feinfühlige Thier bereits und nichts war ihm zu viel. Aber wehe seinem Reiter, wenn derselbe unfreiwillig die Erde küßte; Saglavi biß sofort nach ihm und verfolgte ihn, bis er aus der Bahn geflüchtet war.

Als ich im Sommer 1885 den Königlichen Marstall wieder besuchte, erzählte mir ein Stallmeister, daß Saglavi erst 1884 verendet sei und das Alter von 25 Jahren erreicht habe.

Dieselben leichten Bewegungen wie bei Saglavi fand ich bei meinem Braunen wieder, doch kannte letzterer weder Ausschlagen noch Beißen. Zum Andenken an jenen edelgeborenen Türken taufte ich mein neues Pferd Saglavi.

Ich hatte kaum die zwischen Sidi Bischr und Mandara liegende Halbinsel erreicht, als mir die

Mannschaften von Sidi Bischr begegneten. Ebenso wie die Soldaten von Mandara mit langen Stöcken bewaffnet, sahen sie recht mangelhaft aus, auch war der eine ohne Schuhe und hielt mit nackten Füßen die Bügel. Ich schickte denselben indeß sofort zur Station zurück, damit er seine Kleidung vervollständige. Das Barfußgehen ist zwar in Aegypten selbst bei Soldaten nicht despectirlich und ungewöhnlich; immerhin verstieß es gegen die Ordnung und Disciplin, und diese auf jede Weise und so schnell als möglich herzustellen, mußte zunächst meine größte Sorge sein. Aber auch gefährlich war das Barfußgehen auf den Küstenbergen, wie solches einige Wochen später ein Soldat von Sidi Bischr erleben mußte. Derselbe hatte zum Ausruhen seines Pferdes den Sattel verlassen, die Schuhe ausgezogen und war eine größere Strecke zu Fuß gegangen. Auf einem mit etwas hartem Gras bewachsenen Berge, von welchem die unter ihm liegende schwarze Meeresfläche gut zu beobachten war, machte er einen kurzen Halt, fühlte aber bald darauf einen heftigen Stich in den Fuß und ein solches Brennen, daß er vor Schmerz nicht mehr in den Sattel steigen konnte und laut zu schreien anfing. Der auf den Schrei herbeikommende Nebenposten fand ihn bereits auf dem Boden liegend, während das Pferd davongelaufen war. Nachdem er von seinem Kameraden auf dessen Pferd gehoben und zur Station gebracht war, stellte es sich heraus, daß er von einem Skorpion in den Fuß gestochen und der Fuß sowie das Bein bis zum Knie ungemein geröthet, erhitzt

und angeschwollen war. Man brachte ihn sofort zu Pferd nach Ramleh zu einem europäischen Arzt, der durch Anwendung von Salmiakumschlägen die heftigsten Schmerzen linderte und die Gefahr benahm. Seit jener Zeit führte ich stets ein kleines Fläschchen Salmiak bei mir, das auch das beste Mittel gegen Schlangenbisse ist.

Von Sidi Bischr ritt ich nach Bringhi-Nukta und forderte den dort stationirten Unteroffizier auf, mich zu der nächsten Subinspection zu begleiten, um den Chef derselben kennen zu lernen.

Meine Freude war groß, als ich daselbst einen braven Oesterreicher, Herrn Swoboda, fand, der mich in herzlichster Weise empfing. Die Küste Swoboda's reichte von Ramleh bis zum östlichen Thore von Alexandrien; sie war sehr zerklüftet und sehr viel schwieriger, allerdings auch nur halb so lang als die meinige. Reiter konnte er fast gar nicht benutzen; nur er selbst und zwei Mann ritten die Strecke beständig ab; die übrigen Posten mußten zu Fuß auf der sehr gefährlichen, bergigen und theilweise mit Häusern besetzten Küste den Dienst versehen.

An jener Küste, vor Ramleh, lag auch die Villa von Morice-Bey. Da Swoboda eine Meldung bei demselben abzustatten hatte, begleitete ich ihn zum Bey, welcher gerade im Begriff war, sein Pferd zu besteigen, um mich in Mandara aufzusuchen; mit ihm zusammen ritt ich alsdann nach dort zurück. Aber welch ein Ritt war das! Im langgestreckten Galop ging es in dunkler Nacht über die Sandfläche hinweg,

die Berge hinauf und hinunter wie bei einer steeple chase. Der junge, an große Anstrengungen nicht gewöhnte englische Fuchswallach des Bey triefte von Schweiß, doch war auch mein Araber nicht unzufrieden, als wir Mandara erreichten. Den Bey schien das andauernd schnelle Reiten nicht im geringsten anzustrengen; er ritt stets in sausendem Galop; wenn man ihn zu Pferde sah, erinnerte man sich des englischen Sprichworts „Time is money", und es schien, als ob er die Zeit für verloren erachtete, in welcher er im Schritt oder Trab geritten wäre.

Als ich dem Bey in Mandara die gedrückten Pferde zeigte, war er ganz entsetzt und versprach, einen Thierarzt von Alexandrien mit der Behandlung und Untersuchung sämmtlicher ihm unterstellten Pferde zu betrauen. So dankbar ich das Anerbieten annahm, äußerte ich meine Ansicht doch dahin, daß sich gewiß stets gedrückte Pferde in größerer Anzahl wieder einschleichen würden, wenn nicht, wie in Deutschland, die Dienstpferde regelmäßig alle acht Tage genau untersucht und auch die Montirungsstücke, Sättel u. s. w. einer gehörigen Prüfung unterzogen würden; denn gerade bei Druckflecken suchen Soldaten erfahrungsgemäß das Uebel zu verheimlichen, eine Thatsache, die sich nur durch regelmäßige Controle ungefährlich machen läßt.

Von Mandara wollte der Bey noch nach Abukir; ich begleitete ihn indeß nur bis zu meinem letzten Posten auf dem Berge vor Abukir und blieb während der übrigen Nacht auf meiner Küste.

Als ich in der Nähe der Bucht von Mandara

angekommen war, stieg ich vom Pferde, demselben etwas Ruhe zu gönnen. Im Osten erhob sich gerade der Mond über dem Berge von Abukir und beleuchtete das vor mir liegende, leicht gekräuselte Meer mit mattem Lichtscheine.

Da es erst 10 Uhr abends war und der Mond die ganze kommende Nacht hell leuchten würde, war eine Landung kaum zu erwarten. Als ich die an der Bucht stehenden jungen, etwa 6 m hohen Dattelpalmen erreichte, deren zahlreiche und mächtige Blätter den Boden weithin überschatteten, trat mein ältester Soldat, Farag, unter der ersten Palme hervor und machte auf arabisch die Meldung, daß nichts Neues passirt sei. Farag, dessen Pferd gedrückt war, machte den Dienst zu Fuß und wollte nach der Meldung sich wieder auf Patrouille begeben, doch hielt ich ihn zurück, da ich ihn vieles zu fragen hatte. Hauptsächlich interessirte es mich zu erfahren, ob er an dieser Küste schon selbst Taback den Schmugglern abgenommen habe und wie der Hergang dabei gewesen wäre. „Ja gewiß, o Nasr", antwortete Farag, „höre, was mir begegnet:

„Vor einem Jahre etwa, als noch unser alter Sâat-Bey Chef der Küstenwache war, wurde ich von Mex, einem Fort westlich von Alexandrien, hierher versetzt. Am Abend eines der ersten Tage meines Hierseins erzählten mir meine Frauen Hânem und Saïde, sie hätten am Nachmittage, während ich selbst in der Station geschlafen und sie unten am Strande Wäsche gewaschen hätten, daselbst gerade dem Dorfe Mandara gegenüber Männer gesehen, die ihnen wie

Schmuggler vorgekommen seien. Als die Männer bemerkten, sie seien beobachtet, wären sie in das Dorf zurückgegangen. Schon öfter hatten meine Frauen Nachrichten über Schmuggler gebracht, die sich stets bewahrheiteten. Ich glaubte deshalb fest daran, man wolle in der Nähe der Station Contrebande landen, und war auch überzeugt, daß dies, den Gebräuchen der Schmuggler gemäß, in der nächstfolgenden Nacht geschehen sollte. Da ich die Vertheilung der drei Terrainabschnitte unserer Station unter die drei Nachtposten jeden Abend vorzunehmen hatte, so nahm ich den der Station zunächst gelegenen für mich in Anspruch. Meine beiden Kameraden Muhammed Achmed und Osman Abdallah, sowie den Nachtposten Ali Machmud verständigte ich von dem, was ich gehört, und bat sie, daß sie mir zu Hülfe kommen möchten, sobald ich eins der uns damals gerade neu gelieferten bengalischen Lichter anzünden würde.

„Von diesen Lichtern, die je nach der Farbe des Feuers mit rothem oder grünem Papier umgeben sind und aussehen wie Stearinkerzen, muß jeder Soldat zwei Stück, sowie die nöthigen Kebrît (Streichhölzer) zum Anzünden derselben während des Nachtdienstes bei sich führen. Sobald ein solches bengalisches Licht sichtbar wird, haben alle Posten, die es sehen, in Carriere dem brennenden Lichte zuzueilen.

„Als wir bei Sonnenuntergang unsere Pferde aus dem Stall zogen, konnten wir fern am Horizont einen griechischen Dreimaster erkennen, den meine Frauen schon während des ganzen Tages vor unserer Küste

hatten kreuzen sehen. Nun wußten wir, daß dies das Schiff war, mit dem wir in der Nacht zu thun haben sollten. Ich schärfte meinen Kameraden ein, den Dienst namentlich zu Anfang der Nacht genau so wie an andern Tagen zu verrichten, um den uns jedenfalls beobachtenden Schmugglern nicht zu verrathen, daß wir von ihren Plänen unterrichtet wären. Wir ritten unsere Strecken wie sonst auf und ab, dabei aber stets ein scharfes Auge auf das Meer und die neben uns liegenden Gärten werfend. Gegen Ende der dritten Stunde (nach europäischer Rechnung etwa gegen 10 $1/2$ Uhr) hielt ich auf der in das Meer etwas vorspringenden Landzunge gerade vor dem Dorfe Mandara still und schaute auf die vor mir liegende dunkle und rauschende Meeresfläche. Mir war es, als ob ich auf der schwarzen Flut einen noch schwärzern Gegenstand, ein Boot erblickt hätte; bei der herrschenden Finsterniß und dem hohen Wellenschlag aber war der schwarze Punkt mir wieder aus dem Gesicht gekommen.

„Ich überlegte, ob es nicht besser wäre, von diesem Punkt fortzureiten, der mir zum Ausbarkiren sehr geeignet schien. Ich wollte damit den Griechen die Gelegenheit zum Ausbarkiren erleichtern, mich selbst einige 100 Schritt von dem Punkte gedeckt aufstellen und erst dann herbeigeritten kommen, wenn der Taback am Lande wäre.

„Eben hatte ich mein Pferd zum Wegreiten herumgedreht, als das Thier einen mächtigen Satz zur Seite machte; im nächsten Augenblick, bevor ich Zeit zum Besinnen hatte, war das Pferd von Beduinen schon

ergriffen und ich selbst aus dem Sattel gerissen, zu Boden geworfen und an Händen und Füßen gebunden. Der eine Beduine, eine riesige Gestalt mit Adlernase und funkelnden Augen, kniete auf mir und drohte mich zu erstechen, wenn ich mich wehren oder ein Zeichen von mir geben würde. Selbstverständlich hielt ich mich ruhig und mein Pferd, das von einem andern Beduinen ganz in meiner Nähe gehalten wurde, ebenso. Was nun um mich vorging, konnte ich ganz deutlich erkennen. Vier Beduinen waren um mich herum. Als ich so gefesselt dalag und ihnen alles in Ordnung schien, zündete der eine derselben hintereinander vier Streichhölzchen an, welches Zeichen vom Wasser her sofort erwidert wurde. Bald darauf hörte man deutlich das Schlagen von Rudern auf dem Wasser und das Herbeikommen von Menschen vom Dorfe her. Das Boot, mit neun bis zehn Griechen und einem Araber als Lootsen bemannt, fuhr auf den Sand auf, die Beduinen und Fellachen sprangen ins Wasser, nahmen von den Griechen den Taback in Empfang und brachten ihn ans Land. Es mußten wol 30 Ballen sein. Mich selbst traktirten die Leute mit Fußtritten und lachten mich tüchtig aus. Einer der Griechen kam mit an Land, wahrscheinlich um die sichere Unterbringung des Tabacks zu überwachen. Die Araber nahmen die Ballen, ein jeder einen, auf den Rücken und gingen unter Vorantritt eines Beduinen und des Griechen dem Dorfe zu. Als alles in den Gärten verschwunden war, gaben die bei mir zurückgebliebenen Beduinen meinem Pferde einen Schlag mit ihrem

langen Nabût und ließen es allein davonlaufen, während sie mich gebunden liegen ließen und im Weggehen mir spöttisch «Gute Nacht» wünschten.

„Ich versuchte nun mich der Fesseln zu entledigen, was aber ganz vergeblich blieb. Ich konnte mich nicht aufrichten und nichts machen, mußte also ruhig liegen bleiben und abwarten, bis eine Patrouille vorbeikäme.

„Mein Pferd war schnurstracks nach der Station gelaufen, das wußte ich; vielleicht kam die erste Hülfe von dorther. Und so war es auch. Es mochten kaum zehn Minuten vergangen sein, seitdem das Pferd davongelaufen, als ein rother Schein über unserer Station aufleuchtete und mir sagte, daß jemand daselbst ein bengalisches Licht angezündet hatte. Wie ich später erfuhr, waren es meine Frauen gewesen, die, als mein Pferd leer zurückgekommen, in ihrer Angst das Licht anzündeten, um Hülfe herbeizurufen.

„Diese kam auch sehr bald. Schon wenige Minuten nach dem Aufflackern des Signals auf der Station ritt Muhammed Achmed, der nächste Posten, in Carriere an mir vorbei. Ich rief seinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Als ich der Fesseln entledigt war, erzählte ich ihm, was vorgefallen, und schickte ihn dann zur Station, um daselbst Bericht zu erstatten. Alle Leute, die dort ankämen, sowie mein Pferd, sollten nach dem Dorf geschickt werden und zwar direct zur Wohnung des Schech, dort würden sie mich treffen.

„Ich selbst wartete an der Küste, bis der nächste Posten Osman Abdallah auf seinem Schimmel angeritten kam. Mit demselben eilte ich durch die Gärten

hindurch dem Dorfe zu. In keinem Hause brannte mehr Licht, mit Ausnahme der Wohnung des Schech. Als wir aber an der Thür desselben pochten, wurde das Licht im Innern ausgelöscht und uns das Haus nicht geöffnet. Es ist dies ein Zeichen, daß keine männliche Person im Hause ist; wir durften dasselbe also nicht betreten. Der Schech war jedenfalls auswärts, vielleicht mit der Schmugglercolonne unterwegs. Während ich an dem Hause stehen blieb und Wache hielt, schickte ich Osman Abdallah um das Dorf herum, um durch etwaige frische Spuren im Sande festzustellen, ob und in welcher Richtung die Schmuggler das Dorf verlassen hätten.

„Auf der Dorfstraße wurde es bald lebendig. Die erste Hülfe von der Station mit meinem Pferde und zwei Soldaten von Sidi Bischr traf ein. Nach weitern fünf Minuten wuchs unsere Anzahl auf sieben Mann. Osman Abdallah hatte inzwischen festgestellt, daß die Schmuggler nach dem Dattelwald gezogen waren, und so ritten wir zu zwei und zwei mit 50 Schritt Abstand in den Wald hinein. Ich selbst hielt mich bei dem mittlern Trupp auf, der den frischen Spuren zu folgen hatte.

„In kurzem Trabe, auf jedes Geräusch achtend, ging es zwischen Dattelpalmen hindurch einen Sandberg hinauf. Als wir den Kamm erreichten, hörten wir in dem Walde Stimmen von Menschen, die gar nicht weit von uns sein konnten. Meine Leute zogen sich unwillkürlich nach der Mitte zusammen. Ich benutzte die Gelegenheit und sah mich nach unsern Waf-

fen um. Wir hatten leider nur einen Revolver, einen Feuerstein-Carabiner, zwei Säbel und vier Nabûts zur Verfügung. Hiermit war den Beduinen gegenüber nicht viel zu machen, doch wir mußten das Beste versuchen. Ehe wir zum Angriff übergingen, wurden wir schon von den Beduinen, die von unserm Ankommen bereits unterrichtet waren, attakirt. In eine Schützenlinie aufgelöst kamen sie, etwa 15 Mann stark, von einem Baum zum andern kriechend und feuernd auf uns zu. Meinen Trupp zusammenhaltend zog ich mich seitwärts und zugleich vorwärts durch den Wald, um den Schmugglern in die Flanke zu fallen und das Beladen der Kamele zu verhindern. Der Wald hallte wider von dem Schießen, Schreien und Rufen, als ob 10000 Teufel darin steckten. So gut wir konnten, beantworteten wir das Feuern, nahmen auch zwei der Araber gefangen, die sich zu weit von ihrem Gros entfernt hatten. Die Furcht, umgangen zu werden, veranlaßte die Beduinen, schnellstens abzuziehen. Drei Ballen Taback ließen sie auf dem Platz zurück, und da wir ihnen folgten soweit der Wald reichte, fiel noch ein vierter in unsere Hände, den ein nicht sorgfältig beladenes Kamel auf dem Marsch verlor. Sobald die Schmuggler die Ebene erreichten, gaben wir die Verfolgung auf. Dort hätten sie uns einfach niedergeschossen und danach hatte keiner von uns ein Verlangen. Die vier Ballen lieferten wir im Zollgebäude von Alexandrien ab und erhielten acht Tage später 4 Pfd. St., die wir sieben betheiligten Soldaten unter uns theilten."

Das war die Geschichte Farag's, die mich besonders deshalb so interessirte und mir in vollkommener Erinnerung geblieben ist, weil sie ein deutliches Bild von dem Verlaufe einer Contrebandelandung an der freien Küste gewährte.

Am andern Tage bestieg ich bereits nachmittags mein Pferd. Ich wollte meinem Nachbar in Abukir einen Besuch abstatten und wünschte noch am hellen Tage daselbst einzutreffen.

In Abukir, also östlich von mir, commandirte ein Italiener, Signor Polzi, der zugleich den Dienst als Hafenkapitän und Hafenarzt von Abukir versah.

Die Küste von Abukir bis Raschid (Rosetta) ist vollständig flach, sandig und sehr schmal, oft nur 50 m breit, da landeinwärts daselbst der große Binnensee von Edku liegt, welcher nur durch eine schmale Sanddüne vom Mittelmeer getrennt ist. Infolge dieser Terrainbeschaffenheit bestand der größte Theil der Wachmannschaften aus Kamelreitern, denen einige Reiter zu Pferde beigegeben waren.

Der eben genannte Sub-Inspector of Coast Guards, Signor Polzi, war verheirathet und bewohnte mit seiner sehr schönen Frau, einem wahren Abbild der Madonna Sixtina, den obern Stock eines großen steinernen Gebäudes, welches abseits von der Stadt zwischen zwei riesigen Forts hart am Meere gelegen war. Die untere Etage diente als Quarantainestation für Personen, welche im Verdachte standen, den Stoff zu ansteckenden Krankheiten, wie Cholera oder Pest, an sich zu haben.

Infolge zahlloser Untiefen und Klippen in der Nähe des Gebäudes brauste und zischte das Meer daselbst wie Wasser in einem brodelnden Kessel, und bei starkem Winde schlugen die Wellen bis hinauf zu den Fenstern der Signora Polzi. In schroffem Gegensatz zu dem Bilde ewiger Unruhe und wilder Erregtheit am Fuße des Gebäudes wirkte die behagliche und comfortable Einrichtung im Innern des Hauses doppelt wohlthuend und angenehm. Selbst ein Pianino war in dem Zimmer der schönen Frau vorhanden, welches viel benutzt zu werden schien, denn Berge von Notenheften lagen auf Stühlen und Pulten umher. Was sollte eine Frau in dieser Einsamkeit auch anders thun, als sich mit Musik oder irgendeiner Kunst zu beschäftigen? Die wenige Hausarbeit besorgten ein arabischer Diener und ein italienisches Dienstmädchen, eine Calabreserin. Um spazieren zu gehen, waren die Küste und die Umgegend zu öde und zu sandig; eine ernste Beschäftigung mit der Kunst allein vermochte die geistig regsame Frau für den Mangel an gesellschaftlichen Genüssen zu entschädigen.

Signor Polzi, ein Mann von mittlerer, etwas untersetzter, stämmiger Figur, mit braunem Haar, röthlichem Bart und fast germanischem Aeußern, empfing mich herzlich und kameradschaftlich. Er selbst sprach außer seiner Muttersprache noch geläufig arabisch und französisch; seine Frau indessen außer italienisch nur noch arabisch, sodaß ich mich mit letzterer mehr durch Gesten als durch Worte unterhalten mußte.

Signor Polzi war auf die in den nahe gelegenen

Forts kasernirten Soldaten sehr schlecht zu sprechen. Nicht allein, daß sie durch ihr freches und unziemliches Betragen Frau Polzi verhinderten, allein das Haus zu verlassen, sondern sie waren auch die gefährlichsten und verwegensten Schmuggler an jener Küste. Zu verschiedenen malen hatte Herr Polzi nach vorheriger Anzeige beim Fortcommandanten und unter dessen Beihülfe aus den Kasematten der Forts größere Posten eingeschmuggelten Tabacks herausgeholt. Die dienstlich zu wenig beschäftigten und zu schlecht bezahlten Soldaten betrachteten den Schmuggelhandel als interessante und gewinnbringende Nebenbeschäftigung. Selbst einige der in den Forts stationirten Offiziere sollten diesen Erwerb betreiben und begünstigen, was sehr dazu beitrug, ihn unter den Soldaten zu sanctioniren und zur Blüte zu bringen.

Herr Polzi war schon viele Jahre in Aegypten und speciell in Abukir gewesen. Die unter den Arabern sich fortpflanzenden Nachrichten über die Schlacht von Abukir kannte er genau, und diese waren es, welche mich besonders interessirten. Um die Situation mir besser erklären zu können, unternahmen wir in Begleitung der schönen Frau einen Spaziergang nach dem Marktflecken und der Bucht von Abukir, von wo aus die nach dem Befehlshaber der englischen Flotte, Admiral Nelson, genannten Nelson-Inseln übersehen werden konnten. In der Nähe der Nelson-Inseln hatte die Schlacht stattgefunden. Die französischen Schiffe hatten in großer Anzahl in der ruhigen Bucht vor Anker gelegen. Die an Bord befindlich gewesenen

Truppen waren bereits am Land und zum größten Theil in Kairo und Alexandrien unter dem Befehl ihres Generals Bonaparte. Nur wenige Schiffe hatten überhaupt soviel Bemannung zur Hand, um die Anker lichten und einem anrückenden Feinde ausweichen zu können. Da erfolgte plötzlich der Angriff der mächtigen englischen Flotte, die in breiter Front anrückt und die wenigen französischen Schiffe, die sich ihr entgegenstellen können, sofort überwindet. Mehrere französische Schiffe sinken, ein großer Theil verbrennt auf offenem Meer, alle übrigen werden gekapert und von den Engländern weggeführt. Eins der französischen Linienschiffe liegt noch jetzt mit Kanonen und vollem Inhalt auf dem Grund der Bucht. Bei ruhiger See soll man das Schiff auf dem Meeresgrunde zu erkennen vermögen. Die französische Regierung, welche schon öfters um die Erlaubniß gebeten hatte, das Schiff heben zu dürfen, sei von der ägyptischen Regierung abschlägig beschieden worden, da das Schiff als Andenken ewig liegen bleiben soll.

Auf unserm Spaziergange begegneten wir mehrern arabischen Offizieren, welche Signor Polzi sehr gut kannten und ihn zu einem Fingal Gaoa (einer Tasse Kaffee) einluden. Mit Rücksicht auf den bald beginnenden Dienst ward die freundliche Einladung dankend abgelehnt. Zu dem Hause der schönen Frau zurückgekehrt ließ auch Signor Polzi sein Pferd satteln und bald trennten wir uns, der eine ost-, der andre westwärts seinem Reviere zureitend.

7. Rencontre mit Schmugglern.

Es mochten acht Tage seit meiner Ankunft in Mandara vergangen sein, als ich mich nachts um $11\frac{1}{2}$ Uhr auf der mit Palmen bewachsenen Halbinsel Sidi Bischr und Mandara befand. Die vorderste Spitze der Halbinsel ist felsig, zerklüftet und etwa 10 m höher als der übrige Theil der Landzunge; zu Pferde kann man die Spitze nicht erreichen. Der Weg, den die Patrouillen des Nachts benutzten, führte etwa 50 m hinter der Spitze am Saume einer Palmwaldung über die Halbinsel hinweg. Als ich mich gerade zwischen der Spitze und der Palmwaldung befand, erkannte ich auf dem zerklüfteten Felsen im Dunkel der Nacht gegen den etwas hellern Himmel die Umrisse eines Beduinen, der sich schnell auf den Boden warf, während ich aus dem Palmenwalde her ein leises Sprechen von Männern vernahm. Sollte der Mann auf dem Felsen nur ein einfacher Fischer sein, der seinem Gewerbe nachging? Doch nein, Fischer tragen keine langen Beduinenmäntel, sind auch nicht ängstlich bemüht, sich zu verstecken. Die Indicien sprachen also dafür, daß etwas im Werke sei. Mein Pferd spitzte die Ohren und sah bald nach rechts, bald nach links, als wisse es, was geschehen würde.

Wollte ich dem Auftrage Morice-Bey's, an meiner Küste eine Landung von Contrebande zu verhindern, wortgetreu nachkommen, so konnte dies leicht erreicht

werden, indem ich den Mann von der Spitze der Halbinsel vertrieb und den Leuten im Walde bemerkbar machte, daß ich von ihren Anschlägen Kenntniß habe. Eine solche Handlungsweise widerspricht aber jedem Soldatenherzen, das die Lust am Wagen und die Freude am Kampf sich bewahrt hat. Ruhig weiter reiten und thun, als ob ich nichts bemerkt hätte, war das einzig Richtige; das Weitere mußte sich finden.

Als ich quer über die Halbinsel wieder am Strande angelangt war, machte ich halt und lugte nach dem Meere und dem hinter mir liegenden Felsen aus. Nichts Verdächtiges war zu sehen und zu hören. Da aber vom Felsen aus die Küste bis zu mir wahrscheinlich noch übersehen werden konnte, ritt ich noch etliche 100 m weiter, bog dann vom Strande ab und stellte mich zwischen zwei Sandhügeln der Dünenkette auf, von wo ich selbst gut beobachten, aber nicht gesehen werden konnte. Zehn lange Minuten vergingen, voller Erwartung und mit klopfendem Herzen. Meine Waffensammlung hatte ich schon zweimal revidirt, den Karabiner geladen, die Revolvertasche geöffnet, den Dolch gelockert und den Säbel mit dem Faustriemen am rechten Handgelenk befestigt; da endlich wird auf dem Felsen ein Licht sichtbar, das sofort wieder verschwindet. Diesem Zeichen entsprechend antwortet ein Licht im Meere, alsdann erscheint wieder ein Licht auf dem Felsen, um dem Boote die Richtung anzugeben, in welcher es steuern sollte.

Als ich annehmen konnte, daß das Boot die Küste erreicht habe, kam ich aus dem Versteck hervor,

langsam und vorsichtig hart an der Hügelreihe entlang reitend. Einen meiner Soldaten, der von weitem die Lichter im Meere gesehen haben mochte und im Trabe hinter mir her kam, hielt ich zurück und hieß ihn seinen Säbel ziehen, das bengalische Licht bereit halten und mir zu folgen. Als wir die Halbinsel erreichten, erblickten wir eine Colonne von 10—12 Mann, die hintereinander vom Felsen herabstiegen, mit je einem Ballen Taback beladen. In einem bessern Moment hätten wir sie gar nicht überraschen können; wir gaben unsern Pferden die Sporen und stürmten auf die Schmuggler los. Der Schreck und die Panik, die sie ergriff, waren unbeschreiblich. Wie Rehe auf der Jagd sprangen die Beduinen, die Ballen sogleich fallen lassend, dem Walde zu, und nur einen vermochten wir zu erhaschen, dessen Beine mit dem langen Mantel in Collision gerathen und der infolgedessen gestürzt war. Während ich vom Pferde sprang und dem wilden Burschen den Dolch vor die Augen führte, reichte mir mein Begleiter Ali Sadik eine Fourragirleine, mit welcher Arme und Beine des Beduinen so fest geschnürt wurden, daß wir ihn auf dem Flecke liegen lassen und seiner sicher sein konnten.

Plötzlich wurde vom Felsen her auf uns gefeuert; wir standen im Feuer der Griechen. Ich blieb daher zu Fuß, ließ Ali Sadik mit dem Pferde in den Wald reiten und beantwortete, hinter einer Palme stehend, mit meinem Martiny-Henry-Karabiner in kräftiger Weise das Feuer.

Das Einschlagen der Kugeln und Schrote in die

Bäume neben mir erinnerte mich an den Feldzug 1870/71 und höchst ergötzlich erschien mir die Situation. Wie ungern mochten die Griechen den Taback uns überlassen, doch wagten sie auch nicht, vom Felsen herunterzukommen.

Mittlerweile hatten sich jedoch die in den Wald geflüchteten Araber von ihrem Schrecken erholt und kehrten um. Als ich sie durch den Wald ankommen hörte, stieg ich zu Pferde, und mein Begleiter und ich attakirten so gut es im Walde gehen wollte. Mit ihren Pistolen schossen und mit den langen Nabûts schlugen die Beduinen nach uns und den Pferden, sodaß es scharfer Säbelhiebe bedurfte, um die Kerle in den Wald wieder hineinzutreiben.

Den Taback durften wir nicht aus den Augen lassen und kehrten baldmöglichst um; die Griechen fanden wir indessen schon in bester Arbeit, die Ballen den Felsen hinaufzuschaffen. Zu unserm Glück trafen in diesem Augenblick die ersten Verstärkungen ein, zwei Mann von Sidi Bischr und einer von Mandara, mit denen wir gleichzeitig die Griechen in Carriere angriffen. Der eine derselben blieb durch einen Säbelhieb in der Schläfe getroffen wie todt auf dem Platze, während die andern theilweise mit ihren Ballen sich auf die Felsen flüchteten. Ohne ihnen Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, stiegen wir von den Pferden, welche von einem Soldaten gehalten wurden, und erklommen den Felsen. Ein kurzes Handgemenge entschied zu unsern Gunsten. Aus Furcht, das unter dem Felsen liegende Boot zu verfehlen oder

zu verlieren, ließen die Griechen ihre während des Transportes niedergelegten Waffen und den Tabak liegen; auch erhaschten wir noch zwei derselben, welche auf dem zerklüfteten Felsen nicht schnell genug forteilen konnten.

Nachdem wir gemeinsam Waffen, Tabak und die Gefangenen vom Felsen heruntergeholt hatten, postirte ich auf dem Felsen einen Mann mit meinem Karabiner und der Weisung, noch etliche Kugeln dem Boote der Griechen nachzusenden, um sie von weitern Angriffen abzuschrecken. Eine in den Wald hinter den Arabern hergehende Patrouille von zwei Mann kam bald mit der Nachricht zurück, daß nichts mehr von denselben zu sehen und zu hören wäre, worauf wir mit Hülfe der Gefangenen unsere Beute nach Sidi Bischr in Sicherheit brachten.

Die ganze Nacht mußte ich in Sidi Bischr zurückbleiben und werde ewig an diesen Aufenthalt denken. Noch ehe wir die Station erreichten, war die Nachricht von unserm Kampfe in den Gehöften in der Nähe der Station bekannt geworden, und eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern empfing uns vor der Station. Wohl möglich, daß etliche der Araber, die uns kurze Zeit vorher im Walde entgegengestanden, jetzt die Zuschauer spielten und auf den Moment lauerten, ihre Kameraden zu befreien. Ihre ergrimmten Gesichter verriethen ihren Zorn und ihre Absicht. Einen nächtlichen Ueberfall mußte ich jedenfalls gewärtigen.

Wir hatten auch kaum den Tabak im Stalle untergebracht und die Gefangenen gebunden an einer

Wand sich niederlegen lassen, als zwei der draußen stehenden Männer mit trotzigen Geberden hereintraten und die Freilassung des Arabers verlangten. Mit den Griechen, dem Taback und den Waffen sollten wir machen was wir wollten, nur den Araber wollten sie haben.

Langes Parlamentiren und freundliche Auseinandersetzungen, daß es gar nicht in unserer Machtbefugniß stände, den Araber freizulassen, waren hier nicht am Platze, sondern Energie und entschlossenes Zurückweisen jedes Paktes und Compromisses. Den Revolver in der einen, eine Reitpeitsche aus Rhinoceroshaut in der andern Hand, forderte ich die frechen Gesellen zum sofortigen Verlassen der Station auf. Was die Worte nicht vermochten, erreichte die Peitsche, und für den Augenblick wenigstens war das Terrain gesäubert. Den vor der Station befindlichen Leuten ließ ich durch den Aeltesten der Soldaten erklären, daß wir nach Verlauf von fünf Minuten auf jeden feuern würden, der von der Station aus noch gesehen werden könnte. Dies Mittel wirkte. Die Araber zogen sich zurück, allerdings unter der Ankündigung, daß sie bald in stärkerer Anzahl wiederkehren würden.

Einen Mann stellte ich als Posten vor die Station, einen andern Posten ins Innere zur Ueberwachung der Gefangenen und legte mich selbst gleich dem Rest meiner Soldaten zum Ausruhen nieder, da uns am andern Morgen der Transport der Gefangenen und des Tabacks nach Alexandrien bevorstand. Die Pferde blieben sämmtlich gesattelt und aufgezäumt. Eine ein-

zige kleine Laterne erleuchtete nothdürftig den Stall, in dem es merkwürdig genug aussah. In der einen Ecke fünf gesattelte und aufgezäumte Pferde, in der andern der aufgestapelte Taback. An der daranstoßenden Breitseite des Stalles lagen unsere Gefangenen auf dem Boden mit dem Gesichte der Wand zugekehrt, und in der Nähe des Ausgangs hatten wir Uebrigen auf dem Sandboden uns breit gemacht, mit den Waffen im Arm und der Absicht zu schlafen. Doch der Schlaf wollte sich nicht einstellen, wenigstens nicht bei mir. Die Gefangenen jammerten, daß die Stricke zu fest angezogen seien; ich revidirte und lockerte eigenhändig da, wo es nothwendig schien, und fand bei dem einen Griechen noch Waffen in seinem Wams verborgen, die er bei etwas gelockerten Händen hätte wunderschön gebrauchen können. Von diesen Waffen befreite ich ihn indeß und vertheilte sie nebst den sonst erbeuteten an die anwesenden Soldaten.

Um die Nacht nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, brach ich mit allen Soldaten, den Gefangenen und unserer Beute gegen 3 Uhr nachts auf. Von den Gefangenen mußte jeder einen Ballen auf sich nehmen; die Pferde der Soldaten wurden mit je zwei belastet, während die Soldaten zu Fuß, nunmehr aber gut bewaffnet nebenher gingen. In dem tiefen Sande kamen wir nur langsam vorwärts und schon bei Ankunft auf der Station Bringhi-Nukta weigerten sich die Gefangenen, speciell die drei Griechen, die Ballen weiter zu tragen. Da ich sie hierzu gesetzlich auch nicht zwingen konnte, requirirte ich noch

weitere zwei Pferde, mit deren Hülfe der Marsch dann schneller von statten ging. Immerhin war es 6 Uhr geworden, ehe wir das Zollhaus und das Arsenal von Alexandrien erreichten.

Auf dem alten ehrwürdigen Hofe des Arsenals war es schon recht lebendig. Marinesoldaten und die im Arsenal beschäftigten zu Zweien durch schwere Ketten untereinander verbundenen Sträflinge kamen eben aus der kleinen in der Mitte des Hofes stehenden, von Palmen umgebenen Moschee, der Lieblingsmoschee des großen Vicekönigs Mohammed Ali. Sträflinge wie Soldaten gingen nach dem Gebet an die Arbeit.

Bald begann ein Pochen und Hämmern in den Werkstätten wie in einer deutschen Eisengießerei. Bureaubeamte in schwarzen, bis oben geschlossenen Stambulröcken, mit dem Fes auf dem Kopfe, kamen eiligen Schrittes einher, ihre Plätze auf den Divans einzunehmen. Die Ablieferung des Tabacks, Feststellung seines Gewichts und der Qualität war bald erledigt, und es erfolgte die Uebergabe der Gefangenen in dem Hauptbureau des Zollamts.

Da die offiziellen Bureaustunden in Aegypten im Winter um 7 Uhr und im Sommer um 6 Uhr beginnen, konnte die Aufnahme des Thatberichts mit arabisch-bureaukratischer Gründlichkeit sogleich vor sich gehen. Um 8 Uhr erschien Morice-Bey auf dem Bureau, der sich mehr über die Gefangenen als über den Taback freute. Taback wurde alle Tage erbeutet, aber selten Gefangene gemacht, sodaß die Uebelthäter fast nie gerichtlich verfolgt werden konnten.

Nachdem Morice-Bey nochmals die Leute vernommen hatte, wurde der arabische Gefangene dem Gouverneur von Alexandrien, Ali Pascha, zugeführt, während die drei Griechen den in Aegypten den Europäern eingeräumten Vorrechten gemäß ihrem Consul übergeben wurden. Die ägyptische Regierung konnte alsdann bei dem internationalen Gerichtshofe von Alexandrien die Bestrafung der drei Griechen beantragen. Viel kommt bei solchen Processen nicht heraus, und am liebsten hätte Morice-Bey die drei Galgengesichter mit der neunschwänzigen Katze abstrafen und dann laufen lassen; denn während der Araber vielleicht wochenlang im Gefängniß zu sitzen hatte, spazierten die drei Griechen mittags bereits wieder auf dem Consulsplatze in Alexandrien stolz einher, als wenn sie die ehrlichsten Leute von der Welt wären und niemals gegen Angestellte der Regierung die Waffen gebraucht hätten.

Es ist eben ein Stück der Lehre vom Unterschiede, daß in Aegypten der einheimische Dieb gehängt wird, während der fremde frei ausgeht.

Als ich dies alles erfuhr, that mir der Araber recht leid und ich wünschte, ich hätte ihn selbst freigelassen; doch nun war es zu spät. Wie lange er gesessen, was aus ihm geworden, habe ich nicht erfahren können; vielleicht hat der allmächtige Backschisch ihn bald wieder befreit, wenigstens will ich es ihm wünschen. Im Grunde genommen gehörte er nur zu den Verführten und nicht zu den Verführern, und wenn letztere frei ausgingen, hätte der Araber es längst verdient.

8. Die Beduinen.

So wie ich durch das Rencontre den Beduinen bekannt wurde, suchte ich nun die Bekanntschaft der Beduinen zu machen und unternahm täglich Streifzüge nach dem Innern, jedes Beduinenzelt aufsuchend und mit den Insassen mich unterhaltend. Bei dieser Gelegenheit war ich in der Lage, Studien über diesen merkwürdigen und hochinteressanten Völkerstamm anstellen zu können, welcher sich noch heute für einen höhern Menschenschlag hält, hoch erhaben über die ägyptischen Bauern (Fellachen) und selbst über die Europäer.

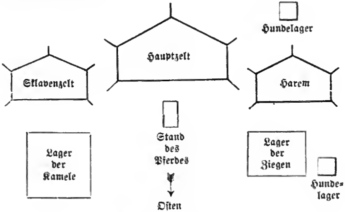
Der Beduine ist ein nüchterner und zäher Mensch, von großer, schlanker Figur und edelm Gesicht. Die Beduinen sind europäischen Angaben nach von Asien nach Afrika eingewandert und sie selbst bestätigen dies. Ganz arme Beduinen gibt es wenige oder gar nicht. Der Beduine weiß es immer so einzurichten, daß er einen gewissen Wohlstand erreicht, der in Schaf-, Ziegen- oder Kamelheerden seinen Ausdruck findet.

Der Beduine wohnt lediglich in Zelten, die er so errichtet, daß die Morgensonne hineinscheint. Er hält es für einen Verstoß gegen die Gebote Gottes und deshalb für verächtlich und schimpflich, in Häusern zu wohnen, und will sich hierzu nicht verstehen.

Jede Beduinenfamilie lebt und wohnt einzeln in Gottes weiter Natur, und selbst die Zelte der zu einer Familie gehörigen Sklaven stehen etwas abseits vom

Zelte des Familienvaters, meist rechts und links desselben und so, daß sie von dem Hauptzelt übersehen werden können.

Mehr als fünf Beduinenzelte sieht man fast nie beisammenstehen.



Ein Beduinenlager.

Das Element des Beduinen ist das Hirtenleben, und schon in der ältesten Geschichte spielen sie als Hirten die Rolle der Eroberer. „Von Osten her kamen die Hyksos, ein Hirtenvolk, und unterjochten das Land Aegypten", und jene Hyksos waren die heutigen Beduinen. Die Sitten und Gebräuche europäischer Völker haben sich im Laufe der Jahrhunderte wesentlich verändert, die der asiatischen und afrikanischen Völker, speciell die der Beduinen gar nicht. So wie sie vor 2000 Jahren gelebt haben, so leben sie noch heute, und die Zeiten gehen spurlos und einflußlos an ihnen vorüber.

Beduinen, welche größern Reichthum, größere Heerden von Schafen, Ziegen und Kamelen besitzen, wohnen der Thiere halber nicht im Delta, sondern fil gêbel, d. h. auf den Bergen östlich und westlich des Deltas, auf den weiten Flächen der sogenannten Wüste, an deren Schwelle jede Civilisation aufhört.

Aermere Beduinen haben sich über das ganze Delta zerstreut, woselbst sie das Einkommen von einer kleinen Heerde durch Nebenbeschäftigung, namentlich Uebernahme des Transports von Waaren aller Art, Bewachung von Häusern reicher Leute, Schutz von Dattelpalmwaldungen, von Feldern und Fluren ganzer Ortschaften zu vermehren wissen.

Die Beduinen huldigen dem mohammedanischen Glauben, leben in Polygamie und halten sich Sklaven und Sklavinnen, soweit es ihr Vermögen erlaubt.

Jeder Beduine lernt lesen und schreiben, aber einzig zu dem Zweck, den Koran lesen und nachschreiben zu können. Einige als Amulet aufgeschriebene Hauptsätze des Koran führt er in einem ledernen Beutel unter dem Hemde auf seiner Brust.

Der Werth des Geldes ist ihm außerordentlich genau bekannt; nüchtern und einfach in der Lebensweise, sammelt er das Geld nur, um damit seinen Harem und seine Heerde vergrößern zu können.

Weiße und schwarze Frauen kauft er auf, und selbst europäische Gesichter figuriren in seinem Harem.

Am liebsten kaufen sie Kinder, schwarze Knaben und weiße Mädchen im Alter von 6—10 Jahren. Erstere machen sie zu Sklaven und Eunuchen, letztere

ziehen sie heran und nehmen sie, wenn sie 12—14 Jahre alt sind, zu ihren Frauen.

Die Nahrung der Beduinen besteht in Milch, Fleisch, meist Hammelfleisch, Brot, Tomaten und Datteln. Kartoffeln kennen sie gar nicht. Die Gerste oder den Weizen zu ihrem Brote mahlen die Frauen eigenhändig zwischen zwei Mühlsteinen, von denen der obere an einem Griff mit der Hand gedreht wird.

Als Brennmaterial dient ihnen getrockneter Kamelmist, welcher gesammelt und in Kuchen verarbeitet hinter dem Zelte aufgestapelt wird.

Die Zubereitung des Brotes auf dem glimmenden Kamelmistfeuer geschieht wie folgt:

Ein kleines, etwa 25 cm langes und ebenso breites dünnes Eisenblech wird auf das Feuer gelegt und auf dieses Eisenblech alsdann das etwa 1 cm starke, runde und 10 cm im Durchschnitt messende arabische Gerstenbrot gebreitet. Nach zwei bis drei Minuten wird das Brot umgedreht und ist nach weitern drei Minuten gar und eßbar. Diese Brote ähneln in der Form den jüdischen Matzen, sind jedoch stärker als diese und nicht so trocken gebacken und geröstet wie die Matzen. Diese arabischen Brote haben seit Jahrtausenden weder ihre Form noch ihre Zubereitung und Qualität geändert. Da die Zubereitung des Brotes sehr einfach ist und das Brot in der ägyptischen Hitze dem Austrocknen sehr unterliegt, bäckt jeder Haushalt oder jedes Zelt fast täglich Brot, welches frisch sehr schmackhaft ist.

Beim Essen benutzen die Orientalen — Beduinen, Fellachen, Türken ꝛc. im allgemeinen — weder Löffel,



Speisende Araber.

noch Messer und Gabeln, sondern lediglich ihre vor jeder Mahlzeit sauber gewaschenen Finger. Suppen kennt man bei Tisch nicht. Fleisch und Gemüse, hinterher etwas Süßes und schließlich Kaffee nebst Cigarette, das ist das Mahl.

Der Tisch, auf dem gegessen wird, ist eine $^1/_2$ — 1 m breite runde Holzplatte, die auf ganz niedrigen, etwa 20 cm hohen Füßen ruht und zur Essenszeit bereitgestellt wird. Um den Tisch gruppiren sich alsdann auf dem Boden hockend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend die Tischgenossen, und zwar essen zuerst die Männer und alsdann getrennt von den Männern die Frauen und Kinder.

Nach dem Essen reicht wieder ein Sklave eine Waschschüssel und einen Krug Wasser herum. Ein jeder Tischgenosse wäscht sich, spült sich den Mund aus und steckt alsdann eine Cigarette an. Ein kleiner Fingal Gaoa (Tasse Kaffee) beschließt das Mahl. Kommt jemand bei dem Zelte zur Zeit des Mahles vorbei, so wird er aufgefordert mitzuessen. Als Beleidigung sieht man es an, wenn die Einladung ohne triftige Gründe abgelehnt wird. Aber Gott bewahre einen davor, mit den Beduinen aus einer Schüssel essen zu müssen, denn bei ihnen ist die Unreinlichkeit zu Hause. Nur ihre Finger und Hände halten sie sich verpflichtet, öfters zu reinigen, alles übrige, Gesicht, Körper, Wäsche, die Gefäße, in denen sie kochen und aus denen sie essen, starren von Schmutz.

Widerwärtig und ekelhaft ist die Wäsche, welche Beduinen gewöhnlich am Leibe tragen. Flöhe und

anderes Ungeziefer haben auf den Hemden, den Hosen und den weißen, wollenen Mänteln so viele Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen, daß die Wäsche aussieht, als sei sie mit einer Blut enthaltenden Gießkanne besprengt worden. Ein Blutfleck ist nämlich am andern.

Wenn man dergleichen bei der großen Masse eines Volkes sieht, dann schwinden Sympathie und Schwärmerei für dasselbe und an ihre Stelle treten günstigstenfalls Mitleid und Bedauern. Inwieweit die glühende Sonne und der Mangel an Wasser an den thatsächlichen Verhältnissen schuld sind, vermag ich nicht zu sagen. Ein Theil der Schuld an diesen Verhältnissen fällt auf den Islam zurück, der das Tödten von Thieren nur dann erlaubt, wenn sie das Leben der Menschen bedrohen oder ihnen als Nahrung dienen sollen. Da man nun weder das eine noch das andere von dem Ungeziefer behaupten kann, so erfreut es sich eines wohlversicherten Daseins und kann unbehindert für gute, zahlreiche Nachkommenschaft sorgen.

Die Beduinenweiber tragen Pluderhosen und darüber weite Kleider, die fast bis auf den Boden reichen und durch einen um die Hüften geschlungenen weißen oder rothen Shawl in die Höhe geschürzt werden können. Das Gesicht ist durch keinen Schleier verhüllt, wie solcher bei den Frauen der Fellachen üblich ist. Draußen in der Wüste, in der Einöde begegnen sie keinem fremden Menschen, um aus Furcht hiervor die Qual des immerwährenden Tragens eines Schleiers auf sich zu nehmen. Kommt wirklich einmal ein Fremder in die Nähe ihres

Zeltes, so halten sie für einige Augenblicke den Zipfel ihres Kleides vor das Gesicht oder drehen sich um, bis der Fremde vorüber ist.

Aber auch diese Vorsichtsmaßregel können sie ruhig beiseite lassen, denn die Furcht, ein Fremder möchte sich in sie verlieben und ihnen nachstellen, ist geradezu lächerlich bei der Häßlichkeit ihrer Gesichter, der großen Unreinlichkeit ihres Exterieurs und — wie man berechtigt ist anzunehmen — auch ihres Interieurs.

Die kleinen Kinder laufen entweder ganz nackt oder nur mit einem schmutzigen Hemde bekleidet um die Zelte herum; mitunter tragen sie einen rothen Fes auf dem Kopfe, was dann bei der übrigen mangelhaften adamitischen Bekleidung höchst komisch wirkt. Die Haupthaare der kleinen Kinder werden etwa bis zum siebenten Jahre alle acht Tage abrasirt mit Ausnahme eines 3 cm starken Haarstutzes auf dem Wirbel des Kopfes, welcher wie bei den Indianern als Schmuck stehen bleibt.

Während die Kinder der Fellachen in die in den Städten und Dörfern befindlichen Schulen geschickt werden, lernen Beduinenkinder nur das, was ihnen die eigenen Eltern lehren können. Dies beschränkt sich lediglich auf Lesen, Schreiben, etliche Gebete und Rechnen.

Mit dem 16. Jahre heirathen bereits junge Beduinen, Beduinenmädchen schon mit dem 12.—14. Jahre. Infolge des zu frühzeitigen Heirathens altern sie aber auch sehr schnell, und Männer von 30 und Frauen von 20 Jahren haben schon Falten im Gesicht wie Fünfziger bei uns.

Beduinen haben fast stets mehr als eine Frau, oft bis zur gesetzlichen Grenze von vier Frauen. Daneben halten sie aber noch je nach ihrem Reichthum eine Anzahl Sklaven und Sklavinnen. Sind letztere jung und einigermaßen hübsch, so gelten sie auch noch quasi als Frauen, sie müssen indessen die legitimen Frauen nebenbei bedienen.

Von den legitimen Frauen führt die älteste, d. h. die erste Frau, in ökonomischer Hinsicht das Regiment über alle Zelte, und sie ist es, welche den Mann häufig selbst antreibt, noch eine zweite und dritte Frau resp. Sklavinnen anzunehmen. Im ersten Augenblicke mag uns diese Thatsache unfaßbar erscheinen; bedenkt man indeß, in welcher Lage nicht allein die Beduinenfrauen, sondern überhaupt die mohammedanischen Frauen sich befinden, wie allein und verlassen, wie abgesperrt, bewacht und beargwöhnt sie dastehen, so können wir das Verlangen jener Frauen mitfühlen, Gefährtinnen um sich zu haben; diese nehmen ihnen nicht allein die Hälfte der Arbeit, sondern auch die Hälfte der Angst und Sorgen ab. Namentlich bei den Beduinen finde ich das Bedürfniß der Frauen, Genossinnen um sich zu haben, mit denen sie sich unterhalten können, ganz erklärlich, und so wie die Beduinenfrauen über diesen Punkt denken, so thun es aus localen, praktischen Gründen alle übrigen Araberinnen auch. Eine europäische Dame in Alexandrien, welche viel mit reichen Araberinnen verkehrte, erzählte mir, daß selbige stets äußerten, sie könnten es gar nicht begreifen, wie europäische Damen es so allein bei ihren Männern

auszuhalten vermöchten; Tag aus Tag ein im Hause stets allein zu sein, müßte doch schrecklich langweilig werden; dadurch, daß zwei oder drei Frauen zusammen wären, hätten sie doch Unterhaltung und Abwechselung.

Wenn es der Reichthum des Beduinen irgend gestattet, hat jede Frau ihr besonderes Zelt; ebenso wohnen die Eltern des Mannes, welche sich im Alter meist dem Sohne anschließen, in besondern Zelten für sich.

Auf ihre Kleidung, ihre Toilette können Beduinen-Frauen wie -Männer wenig Zeit und Sorgfalt verwenden. Tag für Tag sitzt dasselbe Kleid am Körper und auch zu Neuanschaffungen kommt selten die Reihe an sie. Die Sorgen um das tägliche Brot für sich und das liebe Vieh beschäftigt sie von früh bis abends, und selbst in der Nacht sind die Männer munter, sei es um ihre Heerden vor Wölfen zu schützen oder die Kamele zu weiden, wenn solche tagsüber Lasten zu tragen hatten.

Die Kamele, diese orientalischen Lastwagen, haben nämlich die nachahmenswerthe Eigenschaft, durch die Arbeit wenig oder gar nicht ermüdet zu werden. Kommen sie nach des Tages Last abends an die Zelte, so legen sie sich eine Stunde nieder. Während dieser Zeit nimmt der Beduine seine Mahlzeit ein. Alsdann erheben sich die Kamele, und der Beduine treibt sie auf Plätze, auf denen hartes Gras wächst, welches ihnen zum Futter dient. Diese Weideplätze liegen oft stundenweit von den Zelten entfernt.



Beduinenfamilie.

Gegen 4 Uhr morgens werden die Thiere wieder an die Zelte herangetrieben und legen sich daselbst nieder. Alsdann erhalten sie ihr Trockenfutter, bestehend in einer Metze Bohnen oder Mais und einem Korb Häcksel. Bei Sonnenaufgang verrichtet der Beduine sein Morgengebet und beladet die Kamele von neuem.

Das Tränken der Thiere geschieht meist auf dem Marsche, sobald ein Brunnen passirt wird. Kamele brauchen indeß nur alle zwei bis vier Tage getränkt zu werden, doch ist es Sitte, unter gewöhnlichen Verhältnissen ihnen einmal am Tage, ebenso wie den Pferden, Schafen, Ziegen und Rindern Gelegenheit zum Einnehmen von Wasser zu geben. Oefters als wie einmal zu tränken, halten die Beduinen nicht für gut, es wäre dies auch bei den weiten Zwischenräumen, welche die Brunnen trennen, meist ganz unmöglich.

Macht der Beduine Hochzeit, so holt er die Braut nach dem Hochzeitsschmause in großem Aufzuge nach seinem eigenen Zelt. Die Braut reitet bei dieser Gelegenheit schön gekleidet und verschleiert ein reich geschmücktes Kamel, welches der nebenherlaufende Bräutigam an der Halfter führt. Neben der Braut reiten noch mehrere Frauen und Mädchen aus den Zelten der Anverwandten einher, deren Thiere indeß nicht von Männern geführt werden. Am Zelte des Bräutigams angekommen, findet eine kleine Bewirthung statt, worauf sich die Gäste entfernen und das junge Paar allein lassen.

Sehr abweichend von den europäischen Gebräuchen verläuft eine Beerdigung. Sobald ein Beduine die

Augen für immer geschlossen hat, erheben die zurückbleibenden Frauen das Klagegeschrei, ein durch Mark und Bein gehendes helles und lautes Kreischen und Rufen, wodurch die umliegenden Zelte, wenn sie nicht allzuweit entfernt liegen, von dem Todesfalle in Kenntniß gesetzt werden. Bei den Klagen schwenken die Frauen dunkelblaue* Tücher, reißen sich in den Haaren und geberden sich überhaupt wie ihres Verstandes beraubt. Steht das Zelt in der Nähe eines Dorfes, so wird sofort ein Sarg herbeigeschafft, denn schon eine bis zwei Stunden nach dem Tode findet die Beerdigung statt. Ist kein Dorf in der Nähe, so wickelt man die Leiche in ein Tuch, legt sie auf einen Teppich, und Männer, die an den Zipfeln des Teppichs anfassen, bringen die Leiche zum Begräbnißplatz.

Dieser liegt, wenn möglich, in der Nähe des Meeres, weil sich an dem Gestade der liebe Gott und der Erzengel Gabriel am liebsten aufhalten sollen. Die Leiche wird nicht in ein in die Erde gegrabenes Loch, sondern auf den Boden niedergelegt und mit einem kleinen Gewölbe aus ungebrannten Thonsteinen übermauert. Die Leiche wird so gelegt, daß das Gesicht nach Mekka sieht. Während des Uebermauerns werden einige Gebete gesprochen, und am Ende jedes Gebetes beginnen die Frauen ihr Klagegeschrei und jammern und schwenken die Tücher. Begegnet der Beduine oder ein anderer Moslem einem Leichenzuge, so

* Bei den Orientalen ist dunkelblau die Farbe der Trauer, nicht schwarz wie bei uns.

beweist er dadurch dem Verstorbenen die letzte Ehre, daß er einen der vier oder sechs Träger ablöst und eine Strecke die Leiche mitträgt. Es ist dies ein Gebrauch, der einen guten Eindruck macht und wirklich erhebend wirkt für Leidtragende und Zuschauer.

Doch lassen wir die Todten ruhen, wenden wir uns ab von ihnen und betrachten wir ein freudigeres Bild, einen jungen, etwa zwanzigjährigen Beduinen.

In seinen weiten, weißen Mantel gehüllt, die lange Flinte auf dem Rücken, den schönen mit dicker, blauseidener Troddel behängten Beduinenfes auf dem Kopfe und große gelbe Schuhe an den Füßen, geht leichten elastischen Schrittes der junge Beduine einher, ein Bild von Kraft und Selbstbewußtsein. Mit Verachtung sieht er auf den knechtischen Fellachen und den verweichlichten Europäer (Frengi) herab, die er beide haßt und die er am liebsten beide aus dem Lande jagte. Wie schön müßte es seiner Meinung nach sein, wenn der Ackerbau im Delta aufhörte und der fette, reiche Boden nur Gras und Klee für das Vieh, höchstens noch etwas Gerste, Bohnen und Weizen für den eigenen Bedarf hervorbrächte. Nicht in der Wüste, nicht auf den öden Sandbergen brauchte er sich dann herumzutreiben, sondern könnte unter den Dattelbäumen an den Fluten des Nils seine Zelte errichten und auf den fruchtbaren Gefilden des Deltas seine Heerden weiden.

Daß die Beduinen kein gutes Land, sondern nur sandige Berge besitzen, schreiben sie folgendem Umstande zu:

Als Gott vor mehrern tausend Jahren die Menschheit zusammenberufen hatte, um die Theilung der Erde vorzunehmen, gab er den Fellachen das Delta, den Schwarzen die heißen Länder des obern Nils, den Osmanli das schöne Kleinasien, den Hind (Hindus, Indiern) das schöne Land am Indus mit dem Gebirge Himalaja u. s. w. Die Beduinen hatten am genannten Tage mit ihren Heerden einen schönen Weideplatz inne und wollten diesen erst abweiden lassen. Sie kamen daher sehr spät zu der Versammlung, und nur das ödeste und schlechteste Land, das kein anderer Volksstamm sich von Gott erbeten hatte, war noch übrig. Als der Schech der Beduinen sich Gott näherte und fragte, welches Land seinem Volke zugetheilt sei, antwortete Gott:

„Da du nicht zur rechten Zeit erschienen bist und an deinen Heerden mehr hängst als an meinen Worten, so weise ich dir und deinem Volke das öde Land der Erde zu vom Euphrat und Tigris bis zum Rothen Meere und die große Wüste östlich und westlich des Nils. Weil es dir und deinem Volke aber schwer fällt, auf euern Bergen das tägliche Brot zu finden, so erlaube ich euch, alle Vorzüge, mit denen ich euch ausstattete, auf Kosten euerer Nachbarn zur Geltung zu bringen.“

Diese Geschichte vererbt sich unter den Beduinen von Generation zu Generation; sie glauben fest an ihre Echtheit und leiten aus den letzten Worten derselben die Berechtigung her, jeden Nichtbeduinen nach Herzenslust bestehlen und berauben zu können. Nur

in ihrem eigenen Zelt ist man vor ihren Angriffen sicher; außerhalb des Zeltes schützen allein gute Waffen, große Vor- und Umsicht, sowie die Angst der Beduinen vor den ägyptischen Behörden.

Die ägyptische Regierung verwendet Beduinen als Soldaten gar nicht. Welch herrliche Truppe ließe sich indeß bei straffer Disciplin aus jenem Material heranbilden! Als leichte Cavalerie, als Jäger zu Pferd, zu Kamel und zu Fuß könnten Beduinen Unübertreffliches leisten, da sie körperlich wie geistig vorzüglich beanlagt, gleichsam Soldaten von Geburt und an Entbehrungen und große Strapazen von Jugend auf gewöhnt sind.

Anstatt daß sie als Soldaten zur Stütze der Regierung und Kräftigung des Staates beitragen, sind sie, als vom Militärdienst befreite Leute, nur ein Element, vor welchem die Regierung und der seßhafte Bürger und Bauer Angst haben wie vor einem fremden Volke. Die Beduinen haben ihren eigenen Vertreter beim Vicekönig und bei den Präsidenten einer jeden Provinz. Diesen Vertretern der Beduinen wird mehr Ehre angethan als den Bevollmächtigten fremder Staaten bei uns.

Unter dem Vicekönig Said-Pascha führten die Beduinen selbst Krieg gegen die ägyptische Regierung; Infanterieregimenter wurden mit Kamelen beritten gemacht und in die Wüste gesandt, um die Zelte der Beduinen zu plündern und ihre Heerden einzufangen, während die Beduinen truppweise die an die Wüste grenzenden Dörfer und Städte angriffen, nach Herzens-

lust raubten und mordeten, die Häuser verbrannten und Weiber und Kinder mit sich in die Wüste hineinschleppten. Nachdem auf beiden Seiten großer Schaden angerichtet, wurden Verhandlungen angeknüpft und der Friede wiederhergestellt.

9. Waffenbrüderschaft.

Der Mai war gekommen, die Regenzeit vorüber und auf den mir überwiesenen vier Stationen hatten Ordnung und Disciplin an Stelle der Nachlässigkeit und Willkür platzgegriffen. Von einer Landung an meiner Küste war nichts mehr zu sehen und zu hören, und der Dienst fing eigentlich schon an, recht langweilig zu werden.

Die Schmuggler hatten sich von meiner Küste nach Westen zu der meines Freundes und Nachbars, des österreichischen Lieutenant a. D. Swoboda, gezogen. Nachdem den Griechen daselbst eine größere Landung von Taback geglückt war, begünstigt durch die zu geringe Anzahl der Mannschaft Swoboda's und das für den Schmuggel außerordentlich geeignete Terrain seiner Küste, waren sie dreister geworden. Ihr zweiter Versuch sollte aber für sie sehr übel ablaufen. Swoboda überraschte sie in ähnlicher Weise unmittelbar nach der Landung, wie ich etliche Wochen früher. Das sich hierauf entspinnende Feuergefecht hatte jedoch insofern diesmal ein anderes Resultat, als durch die wohl-

gezielten Schüsse Swoboda's einer der Beduinen gleich auf dem Fleck getödtet wurde, ein Umstand, der Griechen und Beduinen veranlaßte, alles im Stich und die Beute, im ganzen 20 Ballen Taback, sowie diverse Waffen in den Händen ihres einzigen Gegners, des Lieutenants Swoboda, zu lassen.

Als die Soldaten Swoboda's auf dem Platze erschienen, fanden sie bereits alles gethan und ihren Führer mit Belebungsversuchen an dem Araber beschäftigt; letztere blieben indeß leider ohne Erfolg.

Die Tödtung des arabischen Schmugglers durch einen europäischen Küstenwach-Offizier machte in Alexandrien großes Aufsehen. Alle Zeitungen, die arabischen und griechischen zuerst, brachten spaltenlange Artikel über diesen in der ägyptischen Praxis unerhörten Fall. Bis dahin war man gewöhnt, Gefechte der Regierungsbeamten gegen Schmuggler unblutig oder wenigstens ohne Lebensgefahr für die Betheiligten verlaufen zu sehen. Jetzt mit einem mal hatte sich das Blatt gewendet, und die ganze Masse der alexandrinischen Schmuggler gerieth zu gleicher Zeit in Zorn und Angst.

Der Gefallene gehörte einer zahlreichen, angesehenen Beduinenfamilie an, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem Frengi Blutrache zu schwören. Die Nachricht hiervon war auf Umwegen zu Ohren Morice-Bey's gekommen, der Swoboda anbot, ihn für einige Zeit nach einer andern Küstenstrecke, z. B. nach Port Said oder Suez zu versetzen. Doch lehnte der brave Oesterreicher dieses Anerbieten ab und erklärte, er werde sich schon seiner Haut zu wehren wissen.

Der Schech der Beduinenfamilie, welcher der Getödtete angehörte, hatte die in der Angelegenheit betheiligt gewesenen Araber und Griechen von der Absicht, Blutrache zu üben, in Kenntniß gesetzt und um ihre Mitwirkung gebeten. Die ganze Sippe hatte die Betheiligung an der beabsichtigten Ermordung Swoboda's zugesagt. Es sollte ein Exempel statuirt werden an dem Beamten, der seine Waffen ernstlich gegen die vereinigten Schmuggler zu gebrauchen gewagt hatte, um dadurch alle übrigen Regierungsbeamten vor gleicher Handhabung ihres Dienstes zu warnen.

In der Nähe der Stelle, wo Swoboda den Araber erschossen, sollte er selbst seinen Tod finden, und in der That begünstigte kein Punkt der ganzen Küste den mörderischen Plan besser als gerade dieser.

Die sich längs der ganzen Küste hinziehende Hügelkette fällt hier steil zum Meere ab, einen kaum 10 m breiten Sandgürtel bis zum Wasser übriglassend. Die jene Küste abreitenden Patrouillen hatten die Wahl zwischen zwei Wegen; sie schlugen entweder den längs des Wassers führenden untern Sandweg oder den Pfad oben auf der etwa 25—40 m hohen Hügelkette ein. Ersterer war der bequemere, der letztere der beschwerlichere und gefährlichere. Die Hügelkette hatte zur Zeit, als Alexandrien römische Colonie war, als Begräbnißstätte gedient und war infolge der ausgiebig vorgenommenen Ausgrabungen vollständig mit Löchern übersäet, welche von 1—20 m Tiefe variirten. Zwischen diesen Löchern hindurch hatten sich die Patrouillen einen Pfad angelegt, ihnen und den Pferden wohlbekannt,

der aber vorzüglich in der Nacht, nur im Schritt zu passiren war.

Die Verabredung der Griechen und Beduinen war in der Weise getroffen, daß erstere sich verpflichteten, den Weg längs des Meeres zu besetzen, während die Beduinen den obern Pfad für sich in Anspruch nahmen. Die Griechen wollten die Sperrung und Beherrschung des untern Wegs durch ein mit sechs Mann bewaffnetes, kaum 50 Schritt vom Ufer entfernt liegendes Boot bewerkstelligen, welches hinter einzelnen an jener Stelle im Meere liegenden riesigen Felsblöcken dem Auge fast ganz entzogen war. Von seiten der Beduinen sollten ebenfalls sechs gut bewaffnete Leute in den Löchern längs des obern Pfades sich aufstellen, sodaß Swoboda entweder der einen oder der andern Mörderbande in die Hände fallen mußte. Von dem Inhalt der Verabredung zwischen Beduinen und Griechen hatten wir trotz unserer Spione nichts erfahren; wir wußten nur, daß Swoboda's Leben gefährdet sei, und unser Chef Morice-Bey hatte mich persönlich ersucht, womöglich jede Nacht wenigstens einmal mich nach Swoboda umzusehen.

Seit dem Tage, an welchem der Araber gefallen war, mochten 10—14 Tage vergangen sein, als ich mich wieder auf dem Wege von meiner westlichen Station Bringhi-Nukta nach der Station von Swoboda befand.

Die Nacht war recht dunkel. Eine frische Seebrise hatte sich erhoben, und ich wählte den obern Weg, um den kühlern Wind besser genießen zu können. Vor-

sichtigen Trittes schritt mein Pferd den nicht ungefährlichen Pfad entlang, und auch ich sah mehr auf den schmalen, im Dunkel der Nacht kaum zu erkennenden Weg, als plötzlich kaum 500 m vor mir mehrere Schüsse auf der Höhe aufblitzten.

In der Sorge, daß die Schüsse Swoboda gegolten, sein Leben vielleicht schon beendet wäre, trieb ich das Pferd zur Eile an.

Ich mochte noch 100 m von dem Punkt entfernt sein, an dem ich das Aufblitzen gesehen hatte, als plötzlich ein bengalisches Licht angezündet und hoch in die Luft und zugleich nach vorwärts geworfen wurde. Ein Stein fiel mir vom Herzen, denn nun glaubte ich Swoboda außer Gefahr und hielt das frühere Gewehrfeuer nur für die Folge einer versuchten oder misglückten Contrebandelandung. Das in die Höhe geworfene bengalische Licht war eins unserer grünen dienstlichen Signalfeuer, die angezündet werden sollten, wenn eine Landung versucht und von unserer Seite Hülfe für nothwendig erkannt wurde. Aber kaum war das Feuer zur Erde gefallen, als auch wieder von verschiedenen Seiten Schüsse fielen, diesmal auch vom Meere aus einem Boote her, und zwar galten letztere direct meiner Person. Da ich auf dem Kamm der Hügelkette entlang ritt, mußten sich meine Contouren vom Meere aus gesehen gegen den Sternenhimmel scharf abgrenzen, sodaß ich den Insassen des Bootes ein gutes Ziel darbot.

Swoboda war mitten im Feuer, das wußte ich, denn er fehlte nie dort, wo es etwas zu thun und zu

schießen gab. Um mich aber zu überzeugen, daß er lebe, und wo er sich befinde, rief ich nun laut seinen Namen. Er hatte mich sofort an der Stimme erkannt und antwortete sogleich auf deutsch: „Hier Swoboda, kommen Sie und helfen Sie. Mein Pferd liegt verwundet neben mir. Rings um mich herum sitzen Beduinen und Griechen in den Löchern.“ Gleich darauf krachte wieder ein Schuß und ein jäher Aufschrei folgte. „Der hat gesessen“, schallte es wieder von Swoboda her, „aber Gott sei Dank nicht in meinem Pelz.“ Er selbst hatte geschossen. Die Beduinen mußten ihre langen Flinten und auch die Pistolen abgefeuert haben und mit dem Neuladen oder mit dem Rückzug beschäftigt sein, denn niemand von ihnen beantwortete Swoboda's Feuer.

Mittlerweile war es auch auf dem untern Wege längs des Meeres lebendig geworden. Die Patrouillen Swoboda's kamen auf das Feuern und das Signal hin eiligen Laufs auf dem Sandwege herbei und hielten die Griechen im Schach, wenn sie auch aus Mangel an genügenden Schußwaffen deren Feuer nicht sonderlich beantworten konnten.

Bald merkten die Patrouillen, daß die Hauptentscheidung auf dem obern Wege läge; sie erklommen daher auf ihnen wohlbekannten Schleichwegen die Höhen, in der Dunkelheit stets laut rufend, um als Freunde erkannt zu werden.

Als ich selbst mich Swoboda genähert hatte, sprang er aus seinem Loch hervor, und wir beide eilten nun, er zu Fuß, ich zu Pferde in der Richtung nach vorn,

wo die Beduinen am dichtesten sitzen mußten. Kaum hatten wir 10—15 Schritt nach vorwärts gethan, als von zwei Seiten und ganz in der Nähe Schüsse auf uns fielen. Mein Pferd machte einen mächtigen Satz und lahmte, sodaß ich absteigen und es sich selbst überlassen mußte. Eine zweite Kugel hatte den Schaft von Swoboda's Carabiner durchbohrt und dessen Unterarm, wenn auch nur leicht, verletzt. Der Carabiner war hierbei Swoboda's Händen entglitten.

Stehen bleiben konnten wir nicht, jetzt hieß es erst recht nach vorwärts zu rücken, was wir mit kräftigen Hurrahs besorgten. Die Banditen mußten aus ihren Löchern vertrieben und verfolgt werden, auch wollten wir zum mindesten einen derselben dingfest machen. Die vielen Löcher auf dem Plateau hinderten uns indeß an einem schnellen Vordringen, und die Beduinen, mit der Oertlichkeit genau vertraut, konnten schneller den Rückzug bewerkstelligen, als wir ihnen zu folgen vermochten. Bald gelangten wir an einen betretenen Pfad, der in eine Schlucht hineinführte. Aus derselben tönten menschliche Stimmen zu uns herauf.

Inzwischen hatten unsere Soldaten den Berg von der andern Seite erklommen und jedenfalls noch einige Beduinen aus ihren Verstecken verjagt. Das Schreien der Soldaten, verbunden mit etlichen Schüssen, machte einen Höllenlärm. Wir unsererseits konnten nur langsam die Schlucht hinabsteigen.

Plötzlich höre ich hinter mir Stimmen, und als ich mich umdrehe, bemerke ich zwei weiße Gestalten, die in voller Flucht vor den Soldaten hinter uns herkamen.

Als sie auf mein Anrufen, stehen zu bleiben, nicht hörten, sondern an uns vorbeihuschen wollten, faßte ich den einen bei seinem fliegenden Mantel und rollte im nächsten Augenblick mit der weißen Gestalt zusammen in die Schlucht hinunter. Der Carabiner war mir im Fallen aus der Hand geglitten, der obere Säbelriemen gerissen und zum Ueberfluß auch der Revolver aus der Tasche gefallen; nur den Dolch hatte ich noch bei mir, als ich unten ankam. Swoboda, der nach der zweiten Gestalt gegriffen hatte, behielt nur den weißen Mantel in Händen, folgte aber nun so rasch als möglich den Berg hinab. Ein Glück, daß der weite Mantel die Actionsfreiheit des Beduinen hinderte, der wie ein Aal sich meinen Händen zu entwinden suchte. Schließlich zwang ihn nur der Dolch, den ich ihm direct an die Gurgel setzte, weitere Anstrengungen zu unterlassen. Mit Hülfe Swoboda's und unserer Soldaten wurde er ordnungsgemäß gebunden und wanderte als Gefangener auf den Schauplatz seiner Thätigkeit, auf den Berg, zurück.

Als ich mich unterwegs mit meinen Waffen wieder vollständig versehen hatte und mit Swoboda, dem gefangenen Beduinen und den Soldaten auf der Höhe anlangte, empfing uns ein heftiges Feuer von dem im Meere liegenden griechischen Boote her. Mein armes Pferd lag unfern des Platzes, auf dem ich es gelassen, bereits verendet auf dem Boden, kaum etliche Schritte von dem getödteten Pferde Swoboda's. Die Griechen mußten sehr stark auf mein Pferd gefeuert haben, als es bereits verwundet war, denn als wir am nächsten

Tage die Cadaver dem Abdecker übergaben, zeigte es sich, daß es außer der ersten Wunde, einem zerschmetterten Oberschenkel, noch drei Kugeln in den Leib erhalten hatte; auch Swoboda's Pferd war von mehrern Kugeln durchbohrt. Die armen Thiere hatten also für ihre Herren ihr Leben lassen müssen.

Das Feuer der Griechen wurde wirklich unangenehm, und rechts und links von uns schlugen Schrote und Kugeln ein.

Aber so ruhig wie sich unsere Pferde hatten todtschießen lassen, wollten wir es uns nicht gefallen lassen. Den Gefangenen brachten wir mit zwei Soldaten in einem der mehr rückwärts gelegenen Löcher unter, während wir andern, Swoboda, drei Soldaten und ich, uns am Rande des Abhangs auf den Boden legten und das Feuer der Griechen aufnahmen. Swoboda war in seinem Element; sobald ein Schuß aus dem Boote aufblitzte, antwortete er prompt. Schon nach seinem zweiten Schuß hörte man einen Aufschrei aus dem Boote herübertönen. Die Kugel mußte einen Banditen getroffen haben, und bald verschwand das Boot ganz hinter dem im Meere liegenden Felsblock. Es war der Anfang des Rückzugs. Kurz darauf sahen wir es mit aufgehißten Segeln dem offenen Meere zusteuern. Nachdem wir mit unsern weittragenden vorzüglichen Martiny-Henry-Carabinern dem Boote noch etliche Grüße nachgesandt hatten, machten wir uns mit dem Gefangenen und unserm, den todten Pferden abgenommenen Sattel- und Zaumzeuge nach der Station Swoboda's auf den Weg.

Bei den gefallenen Pferden ließen wir einen Posten zurück, damit sie nicht während der Nacht von den zahlreichen halbwilden Hunden, von Schakalen und Wölfen angefressen würden.

---

10. Salachane.

Der Anschlag auf das Leben meines Collegen und Freundes Swoboda veranlaßte unsern Chef, Morice-Bey, nunmehr trotz Swoboda's Sträubens dessen Versetzung herbeizuführen. Nachdem derselbe einige Tage in Alexandrien auf dem Bureau der Küstenwache verweilt hatte und von den hohen ägyptischen Behörden vernommen war, wurde er nach dem westlich von Alexandrien gelegenen Abusir versetzt. Die Oberaufsicht über seine bisherige Küstenstrecke wurde mir mitübertragen.

Es reichte nunmehr meine ganze Küste von dem Fort Silsili oder dem Ostthore von Alexandrien bis Abukir. Der Theil derselben von Fort Silsili bis Ramleh führte den Namen Salachane.

Kommt man von Alexandrien und hat das weit ins Meer vorspringende und den neuen Hafen von Alexandrien abschließende Fort Silsili passirt, so gelangt man zunächst an dem alten Quarantänehause und Militärlazareth vorbei zu dem großen städtischen Schlachthaus. Hier schlachten in Eintracht mohammedanische Schlächter neben christlichen und jüdischen. Vieh, aus allen Ländern zugeführt, wartet in den Stallungen des

Etablissements geduldig des nahen Todes. Die staubige Landstraße von der Stadt zum Schlachthause ist fortwährend belebt von Fleischerwagen und Fußgängern, meist arabischen Frauen, welche das Fleisch auf dem Rücken nach der Stadt bringen. Aber auch Hunderte von halbwilden Hunden treiben sich an jener Stelle umher, die von den Abfällen des Schlachthauses ihr Leben fristen, und selbst Wölfe und Schakale besuchen mit Vorliebe jene Gegend, um das blutige, nach dem Meere zu abfließende Spülwasser des Etablissements zu saufen.

Gelegentlich einer Unterhaltung, die ich auf meinen nächtlichen Patrouillenritten mit den Wächtern des Schlachthauses anknüpfte, verriethen mir diese, daß regelmäßig zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts sich drei Wölfe einfänden. Diese Mittheilung reizte meine Jagdlust sehr, und so verabredete ich mit den Wächtern, daß ich an dem nächsten Vollmond abends gegen 10 Uhr zu Fuß mich bei ihnen einfinden würde. Die Wächter hatten an den beiden nach dem Meere zu gelegenen Ecken des Etablissements je eine Schilfhütte erbaut, von welchen aus man die nach dem Meere gerichtete Rückwand des Schlachthauses und die Abflüsse gut übersehen konnte. Eine der Hütten wollten sie für den Abend mir abtreten. Da die Wächter keine Feuerwaffen besaßen, also nie die Wölfe durch Schießen erschreckt hatten, waren diese den Menschen gegenüber recht vertrauensselig geworden.

Als der nächste Vollmond schon hoch an dem schwarzblauen, mit Sternen besäeten Himmel stand und

die weißen Sandberge von der Küste Salachane, die riesigen Anlagen des Schlachthauses und das leicht gekräuselte Meer grell beleuchtete, lag ich voller Erwartung in einer der Schilfhütten, die Mündung des Martiny-Henry-Carabiners durch die Rückwand der Hütte hindurchgesteckt haltend. Die beiden schwarzen Wächter, mit langen Stöcken bewaffnet, gingen in gewohnter Weise ihrem Dienste nach.

Bald nach 10 Uhr kündigte sich die Ankunft der Wölfe durch heftiges Bellen und Heulen der Hunde an. Von dem nahe gelegenen Hügel des Schech Sidi-Gaber herunterkommend, wurden sie bereits von einer Meute von 30—40 Hunden begleitet. Nicht anders als im Schritt konnten sie vorwärts schreiten, da die zahlreichen Feinde ihnen den Weg vertraten. Rechts und links mußten sie um sich beißen, wenn einer der Hunde ihnen allzu nahe kam, und immer und immer wieder fand sich einer derselben, der mehr Muth als die übrigen beweisen wollte, bis auch er durch die scharfen Wolfszähne abgeführt wurde. Endlich waren sie den Hügel herunter gekommen und hatten den Abflußgraben erreicht. Es war ein wildes, erregendes Bild, das ich vor mir hatte, und mein Herz pochte mächtig. Ich wußte nicht, mit welcher Partei ich mehr Mitleid haben und ob ich mich als Freund der Hunde oder der sich so tapfer benehmenden Wölfe beweisen sollte. In dem Graben floß das Wasser reichlich, und die Thiere fanden das, was sie suchten — ein mit Blut gemischtes süßes Wasser. Aber selbst beim Saufen ließen ihnen die Hunde keine Ruhe, und nur einer

der Wölfe konnte seinen Durst löschen, während die beiden andern Wache hielten. Als endlich der dritte, anscheinend der stärkste, seinen Rachen ins Wasser steckte, gab ich einen wohlgezielten Schuß auf ihn ab. Die Wirkung desselben war großartig. Der Wolf lag getroffen am Rande des Grabens. Die beiden andern Wölfe ergriffen die Flucht nach dem Hügel des Schech Sidi-Gaber, hart verfolgt von der großen Masse der Hunde. Etliche der letztern blieben bei dem niedergestreckten Wolfe zurück, der nicht todt war, sich aber nur noch schwach zu wehren vermochte.

Nachdem ich wieder geladen, sprang ich aus der Hütte hervor und eilte dem Graben zu. Daselbst wollten die widerlichen Hunde von dem verwundeten Wolfe gar nicht ablassen, und erst nachdem ich den wüthendsten unter ihnen erschossen hatte, gaben die übrigen Fersengeld. Sie setzten sich indeß nicht weit davon auf die umliegenden Hügel, von dort aus den Verlauf der Sache beobachtend.

Mittlerweile waren die beiden Wächter herangekommen und erlösten den Wolf durch einige Schläge auf den Kopf von weitern Schmerzen. Den Cadaver ließ ich in derselben Nacht noch durch Soldaten abholen und zur nächsten Station bringen.

Ich hoffte, das Thier ausstopfen lassen zu können, doch sah das Fell sehr unansehnlich aus, und als ich trotzdem am nächsten Tage nach Alexandrien ritt, um eine sachkundige Person darüber zu befragen, konnte ich niemand finden, der sich damit abgeben wollte. Ich überließ deshalb den Cadaver den Hunden und Scha-

kalen, welche ihn innerhalb drei Tagen bis auf das Skelet verzehrt hatten.

In unmittelbarer Nähe des Schlachthauses erhebt sich die Dünenkette zu der für ägyptische Verhältnisse beträchtlichen Höhe von etwa 60 m. Besteigt man die erste Erhebung der Dünenkette, so genießt man den Anblick eines herrlichen Panoramas. Zu den Füßen des Berges nach Norden zu das stets wechselnde Bild des blauen, von Booten und Schiffen aller Art durchkreuzten Mittelmeeres, nach Osten zu das herrliche vicekönigliche Schloß Ramleh, an welches sich die zahlreichen Villen und Gärten von Privaten anschließen. Nach Süden zu blickt das Auge über zwei Eisenbahnen, die englische und die ägyptische Eisenbahn, hinweg und durch einen schmalen Kranz von Dattelpalmen hindurch auf die Fläche des Sees Mariut, der an diesem östlichen Rande von reizenden Uferlandschaften begrenzt wird. Nach Westen zu schließlich zeigen sich die weißen Dächer, die Minarete, Kirchthürme und Gärten von Alexandrien mit dem vorgelegenen dichten Mastenwald als Zeichen der bedeutenden Handelsthätigkeit.

Hier auf dem höchsten Gipfel des Sandberges, inmitten der größten Naturschönheiten des Deltas liegt einer der zahlreichen arabischen Heiligen, der Schech Sidi-el-Gaber begraben, nach welchem der Berg auch benannt ist.

An einem bestimmten Tage des Jahres wallfahren Tausende von Menschen nach seinem Grabe, um daselbst zu beten und sich zu gleicher Zeit zu erfreuen.

Neben dem Grabe erweitert sich die Hügelspitze zu

einem kleinen Plateau. An dem Gedächtnißtage des Heiligen werden hier Zelte von jeder Größe in bunter Reihe errichtet. Erst am Abend, wenn die Sonne untergegangen, beginnt das Fest, und jeder Gast erscheint mit einem Lampion oder einer kleinen Laterne. In den Zelten sind Teppiche ausgebreitet, und jeder, der ein Zelt betritt, muß seine Schuhe vor demselben ablegen. An den Wänden der Zelte, die oft über 100 Personen fassen, stehen hölzerne Sofas oder Bänke, auf denen die Gäste Platz nehmen, wenn sie nicht vorziehen, sich auf dem Teppich selbst niederzulassen.

Die Mitte des Zeltes nehmen Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen oder Märchenerzähler ein, die nach jeder Leistung, nach jedem Vortrage Tribut von den Gästen erheben. Außerhalb, in den Gängen zwischen den Zelten drängt sich die Menge und wandert Kopf an Kopf, und zahlreiche Händler bieten daselbst ihre Waare, Früchte und Süßigkeiten aus. Es ist wie auf einem Jahrmarkte, und doch soll es die Gedächtnißfeier eines großen Todten sein. Am Grabe desselben, in unmittelbarer Nähe der Zelte haben sich denn auch 10—12 Mann um einen ihrer Genossen geschart und verrichten im Kreise um ihn herumstehend gemeinsam das Gebet. Der Mann in der Mitte ist der Vorbeter, meist ein Derwisch oder Mönch. Jede Strophe, fast jedes Wort des Gebets begleiten sie mit einer Bewegung des Kopfes, des Oberkörpers, der Arme oder Beine und fahren damit solange fort, bis sie vor Ermüdung umfallen.

Ist der Kreis ermüdet und erschöpft, dann bildet

sich ein neuer, und das rythmische Gemurmel und Gliederbewegen beginnt von neuem.

Erst spät am andern Morgen hört die Feier, die Fantasia, auf. Die Menge strömt zur Stadt zurück, die Zelte werden abgebrochen, und still, verlassen und ruhig liegt der Sandberg mit dem einsamen Grabe da wie zuvor.

Am Tage des Sidi-Gaber-Festes 187 . machte ich wie gewöhnlich meine Patrouille nach Salachane. Unser Patrouillenweg führte durch die Zelte hindurch. Als ich bei denselben anlangte, kam ein ehrwürdiger Greis auf mich zu, mich auffordernd, abzusteigen und an der Fantasia theilzunehmen. Ich kam seiner Aufforderung nach, und während mein Pferd von einem jungen Araber auf- und abgeführt wurde, ging ich mit dem Alten in ein großes Zelt. Von dem Ausziehen der Schuhe entband mich der alte Mann.

Derselbe mußte unter seinen Landsleuten sehr geachtet sein. Man redete ihn mit „Schech“ an, und viele kamen, um ihm zum Zeichen der Hochachtung und Verehrung die Hand zu küssen.

Auf dem Ehrenplatze neben dem Alten sitzend konnte ich das ganze Zelt gut übersehen; aber wir wurden auch besehen und beobachtet, bis endlich die Vorstellungen begannen und die Aufmerksamkeit des Publikums von uns wieder ablenkten. Hauptsächlich interessirten mich einige Tänzer und Tänzerinnen, dem Zigeunerstamme angehörend, der in Aegypten ebenso wie bei uns vertreten ist. Die von ihnen ausgeführten Tänze waren interessant und amüsant, nach deutschen

Begriffen aber allzu lüstern und sinnlich. Solche Tänze auf deutscher Bühne aufgeführt, würden ganz mit Recht das sofortige Einschreiten der Polizei zur



Arabische Sängerin.

Folge haben. In südlichen Gegenden ist man in dieser Beziehung etwas weitherziger, aber wahrlich nicht zum Vortheil der daselbst wohnenden Nationen.

Nach den Tänzern traten Schlangenbändiger auf, die mehr als ein Dutzend der Thiere um Hals und Arme geschlungen hatten. Sie steckten die Köpfe der Thiere über handlang sich in den Mund und ließen die Thiere dann allerlei Kunststücke machen. Das Gefühl der Beklemmung kann der Zuschauer bei solchen Vorstellungen ebensowenig überwinden, als wenn bei Circusvorstellungen junge Damen den Käfig von Löwen betreten oder hoch über unsern Köpfen halsbrecherische Evolutionen vornehmen. Man ist froh, wenn solche Bravourstücke ohne Unfall ihr Ende erreichen.

Nach den Schlangenbändigern trat eine arabische Sängerin auf, ein schönes braunes, kaum sechzehnjähriges Mädchen, welches zuerst arabische Kriegslieder, alsdann Liebeslieder vortrug. War ein Lied beendet, so ertönte aus dem Munde aller Zuschauer ein langgedehntes: A—h! was bei Arabern dieselbe Bedeutung hat wie Händeklatschen und Bravorufen bei uns.

Die Vorstellung war so interessant, daß ich am liebsten die ganze Nacht im Zelte verblieben wäre; doch durfte der Dienst nicht vernachlässigt werden.

Während der Vorstellung hatte der Alte mich mit Cigarretten versorgt und mir einen Fingal Gaoa (Tasse Kaffee) präsentiren lassen. Als ich jetzt Miene machte, letztern zu bezahlen, lehnte der Alte es entschieden ab, da ich sein Gast sei. Schließlich brachte er mich selbst vor das Zelt, wo mein Pferd bereitstand. Mit herzlichem Dank schied ich von dem gastfreien, ehrwürdigen Mann, dessen Namen ich leider nicht habe erfahren können.

11. Mein Chef Morice-Bey.

Reitet man vom Schlachthause aus auf der Hügelkette des Sidi-Gaber entlang, so kommt man zwischen unzähligen römischen Trümmern und Gräbern hindurch nach einem Ritt von 15—20 Minuten zu dem viceköniglichen Schloß Ramleh, das ganz in der Nähe der Ruinen römischer Cäsarenpaläste erbaut ist. Einen großen mächtigen Eindruck machen diese von französischen Ingenieuren unter dem Vicekönig Ismail-Pascha errichteten Gebäude, von denen das prächtigste der Harem ist. Auch für Kasernen in der Nähe des Palais wurde gesorgt, sodaß der Hof bei etwaiger Benutzung des Palais nicht ohne Schutz ist. Die öden Sandberge der Düne haben sich innerhalb der umfangreichen Palastmauern unter den Händen französischer Gärtner in prächtige Anlagen verwandelt, und eine in der Nähe des Palais gelegene vicekönigliche Privatgasanstalt sorgt für Beleuchtung der ausgedehnten Räumlichkeiten, sobald der Hof anwesend ist. Aber trotz der schönen Lage, trotz der herrlichen frischen Luft von Ramleh erfreut sich das Schloß keiner Beliebtheit bei Hofe, und die bei weitem größte Zeit des Jahres steht es leer und verlassen da; kaum daß genügende Diener zurückgelassen sind, um es vor Plünderungen raublustiger Araber zu schützen.

Etwa 500 m hinter dem Schlosse erheben sich bereits die mit Gärten und Mauern umgebenen Privatvillen von Ramleh, und alle fünf Minuten brausen

Züge der englischen und der weiter landeinwärts gelegenen ägyptischen Eisenbahn zwischen den Villen und Palmenwaldungen hindurch, den Verkehr von Ramleh mit der großen Handelsstadt Alexandrien erleichternd und vermittelnd.

Auf einem der ersten Hügel des Ortes liegt die Villa von Morice-Pascha, eines Bruders unsers damaligen Chefs Morice-Bey; etliche 100 m weiter lag die Villa des letztern.

Die Küste erhebt sich an jenem Punkte wol 80 m über dem Meeresspiegel und fällt steil wie nirgends an der ganzen ägyptischen Küste zu demselben ab.

Hier auf dem höchsten und merkwürdigsten Punkte der Düne, im Angesicht des frischen freien Meeres hatten die beiden Brüder ihre Heimstätten errichtet und sie mit allem Comfort Old Englands ausgestattet.

Um jede der Villen schloß sich nach rückwärts, den südlichen Abhang der Düne einnehmend, ein großer Garten voll exotischer Gewächse und schattiger Plätze. Hier bildeten Weinreben, über Holzgerüste hinweggeschlungen, lange schattige Gänge, dort waren es Bananenbüsche, welche in stattlicher Anzahl nebeneinander gepflanzt, mit ihren 2—3 m langen riesigen Blättern so dunkle Lauben umschlossen, daß kein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermochte. Fontainen, schöne Blumenbecte, Apfelsinen-, Feigen- und Aprikosenbäume vollendeten die übrige Ausstattung der Gärten. Elegante Gartenbänke, Schaukel- und Rohrstühle standen im Garten vertheilt und luden überall zur Erholung und traulichen Siesta ein.

Eine Stunde im engen Familienkreise an jenen wonnigen Plätzen zubringen zu können, erquickte mehr, als zehn Stunden tiefster Ruhe in der Stadt, und das wußten die Gebrüder Morice sehr wohl.

Die Station Bulkeley der englischen Eisenbahn war nur fünf Minuten von ihren Villen entfernt. Mit dem Zuge um 8 Uhr fuhren sie morgens früh nach der Stadt. Eine ägyptische Droschke, mit zwei leichten, flüchtigen Pferden bespannt, brachte sie in zehn Minuten den weiten Weg vom Bahnhofe zum Douanegebäude, zu welchem man zu Fuß eine halbe Stunde vollauf gebraucht.

Ebenso wie ihre Villen lagen auch ihre Bureaus nebeneinander, und zwar befanden sich beide auf den platten Dächern der hohen Regierungsgebäude am Hafen, von wo aus man mühelos eine wundervolle Aussicht auf das Treiben der unzähligen, im Wasser liegenden Schiffe und Kähne genießen konnte.

Morice-Pascha war damals Generaldirector der Häfen und Leuchtthürme Aegyptens (Director General of Ports and Lighthouses), sein Bruder Morice-Bey dagegen Generalinspector der ägyptischen Küstenwache (Inspector General of Egyptian Coast Guards).

Als praktische Leute machten sie in der heißen Mittagszeit keine Pause, verließen aber um 5 Uhr ihre Bureaus, um wieder gemeinsam nach Ramleh hinauszufahren.

Der Pascha war der bei weitem ältere der Brüder, und er war es, der den jüngern Bruder James nach Aegypten gerufen hatte.

James Morice, unser Chef, war Major in der englischen Marineinfanterie gewesen, hatte aber seinen Abschied genommen und sich nach Mexiko begeben, wo er einige Jahre als Farmer zubrachte. Von der Natur mit einem überaus lebendigen energischen Geist und sehr elastischem kräftigen Körper beschenkt, mochte er als Farmer sich nicht befriedigt fühlen; er leistete daher mit Freuden der Aufforderung seines Bruders Folge und kam nach Aegypten, um sich hier wieder dem öffentlichen Leben zu widmen.

Im Fluge, schon bei der ersten Vorstellung, gewann Major James Morice das Herz des Vicekönigs Ismail, welcher nicht anstand, ihm sofort die Stelle als Generalinspector der ägyptischen Küstenwache anzuvertrauen. Das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte Morice-Bey in vollem Maße.

Unermüdlich thätig, sich selbst die größten Anstrengungen auferlegend, war er seinen Untergebenen ein leuchtendes Beispiel, dem jeder nacheifern, dem es keiner gleichmachen konnte.

Von Falschheit, von Furcht, von Eitelkeit war bei ihm keine Rede; aber ebenso wenig kannte er Ermüdung, namentlich wenn es darauf ankam, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. In Begleitung von nur vier oder fünf Soldaten unternahm er es, große mit Taback beladene Karavanen von 200 Kamelen, geführt von 40—50 bewaffneten Beduinen anzugreifen und sie zur Uebergabe oder Umkehr zu zwingen.

Sein Auftreten imponirte dermaßen, daß niemand wagte, ihm Widerstand zu leisten, und Männer mit

bösem Gewissen waren seinem scharfen Blicke gegenüber völlig machtlos. An Feiertagen that er Dienst wie an Werktagen; tagsüber saß er im Bureau, nachts zu Pferde und bald war er hier, bald dort. Seine drei eigenen Pferde, junge feurige Thiere von edelstem englischen Blut, ritt er täglich müde und oft ließ er sich noch Relaispferde auf den Stationen stellen, wenn er bestimmte Punkte der Küste schnell erreichen wollte.

„Von den 24 Stunden des Tages muß der Soldat 21 Stunden zu Pferde zubringen können", so äußerte er sich, wenn jemand um Erleichterung im Dienst einkam.

Die Anzahl der an der Küste aufgestellten Posten war zu gering und das Material zum Theil untauglich. Morice-Bey bat deshalb um Verstärkung seiner Truppe und Auswechselung der ältern, nicht mehr tauglichen Soldaten gegen jüngere Kräfte. Als ihm dies von seiten des Kriegsministeriums in Kairo abgeschlagen wurde, erbat er sich die Erlaubniß, aus dem Civilstande geeignete Personen aussuchen und sie in seine Truppe einstellen zu dürfen. Nach langen Verhandlungen wurde ihm die Erlaubniß hierzu ertheilt, und nun completirte er die Küstenwache wie er es im Interesse des Dienstes für nothwendig hielt. Von 40 Mann wuchs die Anzahl der mir unterstellten Leute auf mehr als das Doppelte. Es waren darunter Türken, Bulgaren, Syrier, Berberiner, Sudanesen und Marokkaner. Ein Theil derselben war in Waffen geübt, ein Theil noch nicht. Ihre Ausbildung mit Remington-Gewehren,

der Schußwaffe der ägyptischen Infanterie, blieb mir überlassen.

Durch die Einreihung der frischen Mannschaften rückten die auf meinen Stationen vertheilten Reiter zu Vorgesetzten und Controleuren der jüngern Leute vor, wodurch ihnen eine große Erleichterung in ihrem beschwerlichen Dienste bereitet wurde.

In dem Hause Morice-Bey's ging es oft sehr lebendig her. Er sowol als seine schöne geistreiche Gemahlin liebten es sehr, öfters einen Kreis von Bekannten um sich zu haben, die theils aus hohen ägyptischen Beamten, theils aus Offizieren englischer Kriegsschiffe, frühern Kameraden Morice-Bey's, bestanden. Aber in die Länge ziehen durften sich solche Besuche nicht. Wenn die Gäste zum Souper abends 6 Uhr in der Villa erschienen waren, mußten sie sich um 9 Uhr spätestens empfehlen, da der Dienst unserm Bey über alles ging. Auch dunkle Gestalten, Leute zweifelhaften Charakters fanden Eingang zu Morice-Bey's Hause, aber nur zur Nachtzeit, wenn niemand ihren Ein- und Ausgang wahrnehmen konnte.

Um von allem unterrichtet zu sein, was an der fast 900 km langen Nordküste Aegyptens passirte, mußte Morice-Bey eine Anzahl Spione unterhalten. Sie standen im Dienste der Regierung, erhielten festes Gehalt und außerdem Prämien für besonders wichtige Nachrichten. Diese Leute mußten ihre Nachrichten nachts überbringen und sie entweder Morice-Bey oder seinem Burschen, einem alten ägyptischen Soldaten, mittheilen. Auf letztern, den alten Halil, konnte sich

Morice-Bey fest verlassen, da Halil Tag und Nacht auf dem Posten und keine Plaudertasche war.

Nicht minder vertrauenswürdig als Halil war der Beduine Hassan Ibrahim, dessen Zelt dicht neben der Villa des Bey aufgeschlagen war, und der für die Bewachung der Villa vom Bey eine monatliche Vergütung erhielt. Konnte Morice-Bey die Nachrichten der Spione seinen Unterführern nicht persönlich mittheilen, so ließ er sie ihnen in geschlossenen Couverts durch Hassan Ibrahim zustellen. Derselbe schlich sich von einer Düne zur andern, ohne von irgendeinem Soldaten oder andern Menschen bemerkt zu werden. Niemand als dem betreffenden Unterführer oder dessen Stellvertreter gab er seine Botschaft ab. Um bei solchen Gelegenheiten von seinen längs der Küste wohnenden Stammesgenossen nicht erkannt zu werden, verkleidete er sich als Fellache, ließ den weißen Mantel und den Fes mit der blauen Beduinentroddel beiseite, anstatt dessen einen Fellachenfes tief in den Nacken ziehend und ein Fischernetz auf den Arm nehmend. Begegnete er jemand, so warf er sich nieder, spähte aber aus, ob es nicht derjenige sei, den er suchte. War es derselbe, so sprang er auf, übergab Brief und Botschaft von Morice-Bey und war alsbald wieder verschwunden.

12. Kampf an der Badeanstalt von Ramleh.

Einst war ich, um nach langem Ritt meinem Pferde und mir selbst eine Erholung zu verschaffen, an der Küste von Ramleh abgestiegen und stand neben meinem Pferde. Ich sah über den Sattel des Pferdes hinweg nach dem Meere zu und auf die Rückwand einer vor mir liegenden, in das Meer gebauten Badeanstalt. Das Anrollen der langen Mittelmeerwellen, das nächtliche Glitzern und Glühen der Wassermasse vor mir, sowie der zahllosen Sterne über mir fesselten meine Aufmerksamkeit, als wenn ich solch herrliches Bild der Natur noch nie gesehen hätte.

Obgleich es schon 1 Uhr war, hatte die Badeanstalt noch Licht, welcher Umstand mich auch veranlaßte, gerade hier Rast zu machen. In Aegypten ist es Sitte, daß man in der heißen Mittagszeit eine Siesta hält. Diese Siesta dehnen reiche Leute; die nichts zu thun haben, als sich an- und auszukleiden, oft bis 5 und 6 Uhr nachmittags aus. Sie sind dann nach dem Diner um 6 Uhr so munter, daß sie erst früh am nächsten Morgen Sehnsucht nach dem Bette empfinden. In den Gärten der Villen brennen Lampen, auf den Rasenplätzen wird bis spät in die Nacht hinein gespielt, getanzt und heitere Conversation gepflogen, und in den Badeanstalten am Meeresstrande bewegen sich die weißen Gestalten lärmend und jubelnd umher, Erfrischung und Stärkung im Meereswasser suchend.

Meine Absicht war, eine solche das Bad verlassende Gesellschaft abzuwarten, um sie einmal näher in Augenschein zu nehmen. Da — plötzlich scheut das Pferd und macht einen Satz zur Seite, sodaß ich es kaum zu halten vermag. Ich drehe mich um, sehe indeß nichts und kann nicht begreifen, warum das Thier scheut. Es wollte sich gar nicht beruhigen. Endlich höre ich ein leises Pfeifen und erkenne die Gestalt eines Mannes, der kaum fünf Schritt vor mir auf dem weißen Sande liegt und mir auf arabisch sagt, daß ich näher kommen soll.

Das Pferd streichelnd und beruhigend gehe ich näher an die Gestalt heran und sehe Hassan Ibrahim, der mir einen Brief Morice-Bey's gibt und mir äußerste Vorsicht anräth. Kaum 100 m hinter mir, in den Gräben der Tomatengärten, sollten bereits Beduinen und Griechen auf der Lauer liegen, um Contrebande aus der Badeanstalt abzuholen, sobald die letzten Badegäste die Anstalt verlassen hätten. Nachdem er dies gesagt, kroch er auf allen Vieren wieder fort und verschwand in der Dunkelheit.

An dieser Stelle, unter den Augen der Griechen und Beduinen, durfte ich kein Streichholz anzünden, um den Brief von Morice-Bey zu lesen. Ich bestieg also das Pferd und ritt den Berg von Sidi Bischr hinauf zur dortigen Station.

Beim Scheine einer Stalllaterne las ich den Brief Morice-Bey's, welcher in Uebersetzung folgendermaßen lautete:

Mein Herr!

Etwa gegen 2 Uhr früh werden Griechen an der Ramlehbadeanstalt in der Nähe von Sidi Bischr Taback landen. 40 Araber sind als Träger gemiethet. Ich werde mit 5 Soldaten in Bringhi-Nukta zu Ihrer Hülfe bereit sein. Gebrauchen Sie das bengalische Licht.

Ihr ergebener

James Morice.

Es war schon 1 Uhr 30 Minuten, als ich den Brief las. Entweder hatte Morice-Bey die Nachricht von dem Spion erst spät erhalten, oder Hassan Ibrahim hatte mich nicht früher finden können.

Was nun thun? Die Frage drängte mächtig auf mich ein.

Der Ort der beabsichtigten Landung an einer verhältnißmäßig offenen Stelle der Küste und in der Nähe einer unserer Stationen legte die Vermuthung nahe, daß der an dem Bade stehende Soldat in den Plan der Griechen eingeweiht und ein Complice derselben sei. Dieser Posten durfte also unter keinen Umständen ahnen, daß ich von der beabsichtigten Landung unterrichtet wäre.

Um Kenntniß von der erfolgten oder nicht erfolgten Landung zu erhalten, mußte ich selbst in die Nähe des Bades schleichen und mich dort auf Lauer legen.

Das Pferd und den klappernden Säbel ließ ich in der Station zurück und nahm nur Carabiner, Revolver, einen Dolch und zwei bengalische Lichter mit.

Vorsichtig den Berg, auf dem die Station lag, hinunterschleichend, kroch ich, den Beduinen Hassan Ibrahim nachahmend, auf dem Sande hin und so dicht an das Bad heran, daß ich im Dunkel der Nacht die Passage vom Bade nach den Villen zu und auch das Meer vor dem Bade übersehen konnte.

Die auf Holzpfeilern ruhende und vor mir liegende Badeanstalt hob sich wie ein schwarzer Koloß aus dem Meere empor. Die in regelmäßigen Zwischenpausen heranrollenden Wellen des Meeres schlugen mit Brausen und Gezische an die Pfeiler und Planken des Gebäudes an und verliefen schließlich an der Küste zu meinen Füßen im Sande.

Verdächtige Stimmen waren nirgends zu hören und keine der dem Bade sich nähernden Wellen trug das ersehnte Boot der Griechen auf dem Rücken. Auch von unsern Posten war nichts zu sehen und zu hören.

Minuten banger Erwartung vergingen. War ich zu spät gekommen, war der Tabak schon ausgeladen und alles vorüber?

Vielleicht hatten die Griechen, während Hassan sich zurückzog und ich nach der Station ritt, den Tabak gelandet und die Beduinen ihn bereits in Sicherheit gebracht?

Schon überlege ich, ob ich nicht näher herankriechen und untersuchen soll, ob frische Spuren im Sande an der Badeanstalt zu erkennen sind, da — plötzlich höre ich links, gar nicht weit von mir, leise Tritte.

Krampfhaft fasse ich den Carabiner und ducke mich in den Sand, so sehr ich kann. Eine ganze

Anzahl weißer Gestalten ohne Mäntel zieht kaum 20 Schritt von mir vorüber, der rechten Seite des Bades zu. Mir pochte das Herz vor Aufregung und Freude. An einem Pfeiler der Badeanstalt hielt das griechische Boot, dessen Umrisse ich jetzt zu erkennen vermochte. Die Beduinen gingen in das Wasser; ein jeder erhielt einen Ballen Taback auf seine Schultern und im nächsten Augenblicke kamen sie beladen zurück. Ich überlegte wieder, was ich thun sollte. Meine Lichter durfte ich nicht eher anzünden, als bis alle Araber die Küste wieder erreicht hatten und womöglich etliche Schritte an mir schon vorüber waren, denn sonst hätten die im Wasser befindlichen Araber ihren Taback wieder in das Boot geworfen und wären dann davongeeilt.

Nach dem Anzünden durfte ich die Lichter auch nicht in der Hand behalten, da meine Hände für die Waffen freibleiben mußten; auch wollte ich den Griechen und Beduinen kein leuchtendes Zielobjekt unnütz abgeben.

Mit den Händen ein Loch in den Sand bohrend, placirte ich das Licht in demselben, es durch angedrückte Steine feststellend. Noch ehe dies vollendet, kamen die ersten Araber zurück und zogen im Trab an mir vorüber; andere folgten, und es sah aus wie eine wilde Jagd. Im Nu brannte die Fackel und beleuchtete diese Scene mit grellem rothen Lichte. Ich sprang auf und feuerte einen Schuß über die Köpfe der Beduinen hinweg. Ein Schreien, Rufen, Fallenlassen der Ballen begann, das unbeschreiblich war.

Einer Gestalt, die an mir vorüber wollte, versetzte ich mit dem Kolben einen Stoß in die Seite, daß sie das Gleichgewicht verlor und hinstürzte, sich aber wieder aufrichtete und davonrannte, den Ballen auf dem Boden lassend. Die letzten vier bis fünf Mann, welche sahen, daß ich allein sei, kamen auf mich zu und umringten mich, und nur der ihnen vorgehaltene Revolver hielt sie von mir ab. Mit den Arabern wäre ich im Nothfall schon fertig geworden, aber auch die im Boote befindlichen Griechen machten sich jetzt ans Land und kamen heran, mich zu umzingeln. Dem entschlossenen Angriff der Griechen hätte ich jedenfalls unterliegen müssen und ich bereitete mich schon auf das Schlimmste vor. In diesem Moment kam Morice-Bey mit seinen fünf Mann von Bringhi-Nukta eilig heran. Im Nu veränderte sich die Situation, die Araber waren von der Bildfläche verschwunden und zweien der Griechen war der Weg zum Boote abgeschnitten. Einen derselben machte Morice-Bey eigenhändig zum Gefangenen, der andere ergab sich den Soldaten. Ersterer hatte sich vor dem Pferde des Bey zu Boden geworfen, trat nach dem Thiere und schrie, um es scheu zu machen. Schließlich setzte ihm Morice-Bey die Klinge auf die Brust, ihm mit seiner mächtigen Stimme zurufend: „Ruhig, ergib dich oder ich tödte dich!"

Dieser kategorische Imperativ brachte den Griechen zur Raison, und als er erkannte, daß es der gefürchtete Morice-Bey selbst war, dem er in die Hände gefallen, gab er den Widerstand auf und folgte seinen Weisungen.

Die auf dem Boden herumliegenden 17 Ballen

wurden mit Hülfe der Soldaten nach Bringhi-Nukta und von da nach Alexandrien gebracht, die beiden Gefangenen indeß nach kurzem Verhör dem griechischen Consulate übergeben. Dort wurden sie, wie bei diesem Consulate üblich, bald in Freiheit gesetzt.

Unsere Freude über den errungenen Erfolg war groß, und wer ähnliche Situationen durchgemacht und ähnliche kleine Siege davongetragen hat, der wird sie nie vergessen können.

Der von der Beute mir gesetzmäßig zustehende Antheil betrug 10 Pfd. Sterl., welche mir nach Verlauf von acht Tagen an der Regierungshauptkasse in Alexandrien ausgezahlt wurden.

---

13. Ein Sommerbild und Schildkrötenjagd.

Wenn die erquickende Regenzeit, der Winter, in Aegypten vorüber und die heißen sandbringenden westlichen März- und Aprilwinde die letzten Regenwolken mitfortgeführt haben, bleibt der Himmel über dem Pharaonenlande sechs bis sieben Monate, vom April bis Ende October, vollständig wolkenleer, sodaß die südliche Sonne tagsüber mit ungeschwächter Kraft auf die Erde und alles, was auf ihr lebt, einwirken kann. Also keinen Tropfen Regen und keinen Schatten spendet der ägyptische Himmel während mehr als der Hälfte des Jahres.

Das grelle Licht des tropischen Firmaments und die 28—29° R. erreichende Tageswärme wirken lähmend

und erschlaffend auf Körper und Geist, und man ist froh, wenn man sich den Sonnenstrahlen nicht auszusetzen braucht. Wer aber ins Freie hinausgehen muß, hält den Kopf durch einen Turban oder Indiahut gut verwahrt oder schleicht sich an der Schattenseite der Häuser entlang. In der Mittagszeit steht die Sonne ziemlich senkrecht, sodaß der Schatten einer erwachsenen Person kaum 20 cm lang ist.

Von den meisten Bäumen und Sträuchern fällt im Sommer das Laub und kahl stehen sie da, wie bei uns im Winter. In den fruchtbaren Theilen des Deltas arbeiten die knarrenden Wasserräder, durch Nilkühe an Göpeln bewegt, Tag und Nacht, um aus den Kanälen erfrischendes Wasser auf die dem Vertrocknen ausgesetzten Felder, namentlich Baumwoll- und Maisfelder, zu fördern.

Da wo kein Wasser hingelangt, bilden sich in dem ertragsreichen thonigen Deltaboden fast handbreite, 20 cm tiefe Ritzen, willkommene Schlupfwinkel für Schlangen, Kröten und Eidechsen, welche in denselben mit Vorliebe ihre Siesta abhalten und sich in der untern feuchten Erdschicht erholen.

Wenn nach heißen Junitagen die Nacht hereinbricht, kommen Menschen wie Thiere aus ihren Behausungen hervor und erquicken sich an der kühlern Luft und dem mildern Licht, das über alles gebreitet ist.

Sternenklar ist dann der Himmel, und ein wohlthuender Thau fällt aus der Atmosphäre hernieder, das Leben der Pflanzen nach des Tages verzehrender Hitze wieder stärkend.

Einst befand ich mich Ende Juni 187 . nachts um 2 Uhr bei herrlichem Mondschein nahe der Bucht von Bringhi-Nukta an der Küste von Ramleh. Ich unterhielt mich mit dem daselbst patrouillirenden Bedschauisch der Station über dienstliche Angelegenheiten. Plötzlich hob sich derselbe im Sattel und zeigte auf ein schwarzes Thier hin, das etwa 150 m von uns eben dem Meere entstieg und mit schwerfälligen Tritten auf dem flach ansteigenden Sande sich fortbewegte.

Es war eine Riesenschildkröte, die in Juninächten das Meer verläßt, um in dem Ufersande ihre Eier zu legen, welche die gütige Sonne in etlichen Tagen ausbrütet.

Schon war ich bereit, meinem Pferde die Sporen zu geben, um hinter dem Thiere herzureiten, als der Bedschauisch mich bat, zu warten und ihm als altem Kenner den Fang des Thieres zu überlassen; er stände dafür ein, daß dasselbe uns nicht entgehen sollte. Mit einem Pferde dürfe man sich überdies den Schildkröten nicht nahen, da sie bei Verfolgungen sich zur Wehr setzten und den Pferden durch Beißen in die Beine leicht schaden könnten. Wir stiegen also von den Pferden ab, nahmen unsere Pferdefesseln aus der Packtasche und fesselten die Thiere in der bekannten arabischen Weise durch Eintreten des Fesselpflocks an den Platz. Die Säbelkoppeln schnallten wir los, nahmen, den Säbel in der Scheide lassend, letztere in beide Hände und schlichen vorsichtig in der Richtung der Schildkröte nach vorwärts.

Als wir uns der über 1 m langen Schildkröte genähert hatten und sie uns bemerkte, flüchtete sie dem

Meere zu; sie war indeß bald eingeholt. Der Bedschauisch steckte sofort den Säbel unter sie, in der Absicht, sie in die Höhe zu heben und auf den Rücken zu werfen. Der Versuch mislang, der Säbel rutschte ab, und die Schildkröte griff uns an. Den kleinen Kopf aus dem riesigen Rückenschild hervorstreckend und den mit scharfen starken Zähnen bewaffneten Rachen aufsperrend, kam sie auf uns zu und speciell auf mich, der ich ihr größeres Aergerniß zu bereiten schien als der Araber. Während ich mich durch Hin- und Herspringen vor den Zähnen der wüthenden Schildkröte schützen mußte, steckte der Bedschauisch nochmals den Säbel unter ihren Leib und warf sie auf den Rücken. Damit war die Jagd beendet, denn alle Anstrengungen, wieder flott zu werden, mußten bei der Bauart ihres Körpers vergeblich sein. So sehr die kleinen starken Beine auch zappelten und sich hin- und herbewegten, so sehr der kleine Kopf sich auch nach aufwärts und seitwärts bog und drehte, die süße Freiheit war verloren und bald wanderte sie auf dem Rücken eines Pferdes zur Station Bringhi-Nukta.

Der Fang der Schildkröte war wie durch ein Lauffeuer an der Küste bekannt geworden, und als bei Aufgang der Sonne um 5 Uhr der Dienst beendet war, hatten sich bereits geladene und ungeladene Gäste in Bringhi-Nukta eingefunden, um am Schlachtfeste theilzunehmen. Das frische, warme Schildkrötenblut ist bei den Arabern ein sehr geschätztes Hausmittel; Männer und Frauen, alt und jung trinken es, so oft sich ihnen Gelegenheit dazu bietet, um sich Schönheit und

Fruchtbarkeit des Körpers zu erwerben oder zu sichern. Eine ganze Reihe verschleierter junger Mädchen und Frauen waren zur Stelle, jede mit einem kleinen Tassenkopf bewaffnet. Der Bedschauisch übernahm das Amt des Schlächters. Die Schildkröte wurde auf dem Rücken liegend in den Kreis der Zuschauer gebracht und auf dem Sande niedergelegt. Alsdann wetzte der Bedschauisch sein blankes Schlachtmesser und durchschnitt die Gurgel und den Hals des Thieres, dessen Kopf nach unten drückend. Kaum hatte er das Messer aus der Schnittwunde entfernt, als die Mädchen und Frauen herantraten und das der Wunde entfließende Blut mit den Tassenköpfen auffingen. Ihre vor dem Gesichte hängenden Schleier in die Höhe hebend, tranken sie mit einem Zuge die rothe Flüssigkeit hinunter und kicherten dabei, auch uns zum Trinken auffordernd. Da half kein Widerstreben — mit Todesverachtung und geschlossenen Augen trank ich diese Araberbouillon, gestehe aber, daß eine Tasse Liebigbouillon mir besser schmeckt.

Dem darauffolgenden gänzlichen Oeffnen der Schildkröte und Vertheilen des prächtig rothen Fleisches sah ich mit großem Interesse zu, ließ mir auch zu Mittag eine Schildkrötensuppe und einen Schildkrötenbraten herrichten, die beide sehr gut schmeckten.

Das von dem Fleisch entblößte Schild des Thieres dient den Frauen als Korb. Sie legen hierbei die zu transportirenden Gegenstände in das Schild und setzen es auf den Kopf, es daselbst während des Gehens frei balancirend.

Zu feinen Schildpattarbeiten ist das Schild dieser Riesenschildkröte nicht zu gebrauchen, da es nicht durchsichtig ist.

Das in den Handel gebrachte Schildpatt ist das der kleinen, etwa 30—40 cm im Durchmesser haltenden Landschildkröte, die in Aegypten ebenfalls häufig angetroffen wird.

Diese Thiere leben familienweise und ziehen meist in der Stärke von 6—12 Stück im Gänsemarsch hintereinander her. Wer einem solchen Trupp begegnet und ihn zu fassen weiß, macht einen schönen Erlös aus ihnen.

Einer meiner Reiter führte einst zufälligerweise einen leeren Fourragesack bei sich, als er einem Trupp der kleinen Landschildkröten begegnete. Er stieg vom Pferde, steckte eine nach der andern in seinen Sack und kam mit zehn Schildkröten zur Station. Beim Verkauf derselben in Alexandrien bekam er 50 Francs = 40 Mark, eine für den armen Soldaten recht angenehme Zulage zu seinem Gehalt.

---

14. Auf dem Pferdemarkt in Alexandrien.

Seit dem Tode meines Saglavi hatte ich mich mit einem andern Pferde behelfen müssen, das indessen schon struppirt und in dem Alter war, in welchem man Reitpferde seinem Feinde wünscht. Der Araber sagt: „Die ersten sieben Jahre wünsche ich das Pferd

für mich, die nächsten fünf Jahre meinem Bruder und alsdann meinem Feinde."

Da kein passendes Dienstpferd sonst abkömmlich war, wandte ich mich wegen Beschaffung eines solchen an Morice-Bey. Der Zeitpunkt hierzu war günstig gewählt. Morice-Bey hatte gerade die Erlaubniß zur beträchtlichen Verstärkung der Küstenwache erhalten und forderte mich auf, mit ihm zusammen den Einkauf etlicher Pferde in Alexandrien vorzunehmen.

Wie nahezu alle eingeborenen Kaufleute in Alexandrien zunftweise zusammenwohnen, so auch die Pferdehändler.

Das Quartier derselben liegt mitten im arabischen Viertel in der Nähe des Fort Kafarelli und besteht aus einer Anzahl großer Holzbaracken, in welchen die Händler ihre Pferde miethweise stehen haben. Auf langen, vor den Baracken aufgestellten Bänken sitzen die Händler beisammen, jeden Passanten, von dem sie annehmen, daß er ein Käufer sei, zum Besuch ihrer Stallungen aufforderend.

Als wir das Quartier der Pferdehändler betraten, waren wir bald von kurdischen, türkischen und arabischen Händlern umringt, von denen jeder seine Pferde als die besten pries und von denen jeder uns aufforderte, nur allein mit ihm zu gehen, da wir sonst betrogen würden. Ein von Morice-Bey der Vorsicht halber mitgenommener Soldat in Uniform hielt uns schließlich diese aufdringlichen Menschen vom Leibe, sodaß wir eine Gesammtbesichtigung des vorhandenen Materials vornehmen konnten.

In den geräumigen Stallungen befanden sich meist zwei bis drei Reihen Pferde nebeneinander; selbige waren nicht mit Halftern, sondern mit Fußfesseln an ihre Plätze gebunden. Ausschlagen, Beißen oder andere Untugenden schienen die Pferde nicht zu kennen, obwol sich viele junge kaum zweijährige Thiere darunter befanden, die kaum erst aus der Libyschen Wüste, aus Syrien oder Kurdistan angelangt sein mochten. Der Gesammteindruck der Thiere war ein ganz vorzüglicher, und als die Händler merkten, daß sie es mit ernsten Käufern zu thun hatten, ritten sie bereitwilligst diejenigen Pferde vor, welche wir unterm Reiter zu sehen wünschten. Das Pferd entfesseln, satteln und aufzäumen war eins, und im Nu saß auch bereits einer der behenden und gewandten Reiter im Sattel, das Thier vor aller Augen auf dem Platze zwischen den Baracken und dem Fort herumtummelnd. Die Gewandtheit der Leute wie Pferde war erstaunlich, und ich wünschte, aus diesem Material etliche Schwadronen leichter Cavalerie zusammenstellen zu dürfen, die in cavaleristischer Beziehung hinter deutschen Schwadronen nicht zurückstehen sollten.

Kräftig gebaut und doch leicht, klein und doch ansehnlich, feurig und doch gutmüthig, das sind die Eigenschaften jener Pferde, jedem Cavaleristen die liebsten. Man sah es den Thieren an, daß sie von edler Herkunft waren, ja daß sie zum Theil wol selbst von einem der fünf Lieblingspferde des Propheten Mohammed abstammten.

Die meisten der Pferde waren dem Geschlecht nach Hengste und Wallachen, dagegen nur wenige Stuten.

Die Moslems verkaufen letztere an Christen, an Nusrâni, nur sehr ungern.

Der Farbe nach waren die Braunen und Schimmel am zahlreichsten, weniger die Rappen und noch weniger die Füchse. Die vorhandenen Füchse zeichneten sich allerdings durch seltene Schönheit und durch Reinheit der Farbe aus.

Der Preis der Thiere sollte zwischen 30 und 50 Napoleondor betragen, also zwischen 480 und 800 Mark, Summen, die nach deutschen Begriffen und im Verhältniß zur Waare außerordentlich gering erscheinen. Außerdem weiß jeder, der mit orientalischen Verhältnissen vertraut ist, daß dortige Händler nie gleich von vornherein den Preis nennen, den sie absolut haben müssen, um das Geschäft auszuführen. Der Orientale schlägt grundsätzlich einen höhern Preis vor, Europäern gegenüber mindestens 50, ja oft 100 Proc. über den wirklichen Verkaufspreis. Von der schwindelnden Höhe steigt er erst dann herab, wenn er sieht, daß der Käufer für seine Künste absolut unzugänglich ist.

Morice-Bey wollte für die Dienstpferde nicht mehr als 20—25 Napoleondor anlegen, d. i. 320—400 Mark. Es währte etwas lange, bis wir um diesen Preis mit den Händlern einig wurden, doch gelang es uns schließlich, 20 Pferde zu erstehen, welche wir sofort bezahlten und durch unsere Soldaten auch gleich abholen ließen.

Während die Pferde in Aegypten also ganz bedeutend billiger sind als in Deutschland, ist der Esel nicht unwesentlich theuerer; er ist allerdings auch von

ganz anderer Qualität als sein deutscher Bruder. Größer, schlanker, gewandter und ebenmäßig gebaut, verrichtet er als Reit- und Lastthier Dienste, zu denen der deutsche oder überhaupt der europäische Esel nicht entfernt im Stande ist. In den Städten des Orients dient er als Transportmittel für große und kleine Personen, für Männer und Frauen. Die größten und schwersten Männer, die beim Sitzen auf dem Esel ihre Beine in die Höhe ziehen müssen, damit sie nicht den Boden berühren, geniren sich nicht, die kleinen Thiere zu besteigen und mit ihnen im Trabe oder Galop durch die Straßen zu jagen, hinter sich her den Treiber laufen lassend, einen Jungen von 8—14 Jahren, der das Langohr mit seinem Stocke zur Eile anspornt.

Reiche, in Seide gekleidete Damen besteigen die Esel mit Vorliebe, wenn sie Visite machen oder baden wollen. Wie Herren auf dem Sattel sitzend, ziehen sie die Knie in die Höhe und stecken die elegant beschuhten Füßchen in Bügel, welche Pantoffeln ähnlich sehen.

Die oft unförmlich dicken, wie Nonnen umhüllten Personen auf Eseln umherziehen zu sehen, ist zwar nicht besonders anziehend; sie selbst aber scheinen sich da oben äußerst wohl zu befinden und sich sehr wichtig und würdig vorzukommen.

Von den gekauften Pferden erhielt ich sechs Stück für meine Station, davon einen prachtvollen braunen Hengst mit weißer Blässe und weißen Fesseln für mich. Das Thier hatte nach Aussage des Händlers einem ägyptischen Cavalerieoffizier gehört, der im russisch-türkischen Kriege gefallen war.

Sehr aufgeregt und lebendig, hatte der Hengst die Untugend, Hals und Kopf permanent in die Höhe zu werfen und eine Einwirkung der Kandare dadurch ganz unmöglich zu machen. Aus der Carriere das Thier nach Belieben zu pariren, war nicht denkbar; man mußte es auslaufen lassen, wozu ja allerdings Terrain genügend zu Gebote stand.

Die Besichtigung der Kinnladen ergab dann, daß dieselben tiefe und schon eiterige Löcher und Wunden zeigten, Folgen der brutalen Einwirkung der arabischen Kandare und großer Unachtsamkeit.

Nach vierzehntägiger sorgsamster Stallpflege heilten endlich die Wunden. Als ich dem Hengste alsdann eine deutsche Doppeltrense mit Kreuzzügel auflegte, ging er vertrauensvoll an das Gebiß heran und wurde so folgsam und brauchbar, wie ich nur wenige Pferde besessen.

Auf beiden Flanken hatte der Hengst lange, parallel laufende Narben, wie man sie bei den meisten orientalischen Pferden beobachten kann. Ueber den Ursprung der Narben gab mir der arabische Händler folgende Erklärung: „Die orientalischen Pferde werden schon vor vollendetem dritten Jahre zugeritten. Man behandelt sie solange zart und gut, bis sie den ersten Ungehorsam zeigen; alsdann werden sie mit einer Reitgerte abgestraft. Wiederholt sich der Ungehorsam, dann wird sofort der Sporn in Anwendung gebracht, und zwar in der härtesten Weise, sodaß das Blut an beiden Flanken herunterläuft. Die langen Narben an den Flanken stammen von der Abstrafung mit dem

scharfen, langen arabischen Sporn her, und die Erinnerung hieran genügt, das Pferd für die ganze Lebenszeit von Ungehorsam abzuhalten."

15. Abusir.

Es war im Winter 1877/78. Regnerisches, stürmisches Wetter wechselte mit Sonnenschein ab, und der Dienst in Mandara ging regelmäßig und gut von statten. Durch Vermittelung eines meiner Verwandten, des deutschen Generalconsuls in Triest, Baron von Lutteroth, hatte ich die Bekanntschaft von dessen Schwager, des italienischen Ingenieurs A. de Petrettini in Ramleh, gemacht, der mich zur Anlage eines Gartens bei Station Mandara bereitwilligst mit Pflanzen aus seiner Villa in Ramleh versehen hatte.

Wir Strandwächter wollten uns auf dem einsamen Küstenhügel ein trauliches Plätzchen schaffen, das auch unsern Tisch mit Gemüse und Obst versorgen sollte. Wir lebten der Hoffnung, wenigstens etliche Jahre in Mandara seßhaft zu bleiben.

Wer nur freie Zeit hatte, ergriff Spaten und Hacke, und in kurzer Zeit entstand ein Gärtchen, in welchem sich alle europäischen und afrikanischen Gemüse und Früchte ein Rendezvous gaben. Deutsche Erdbeeren wuchsen neben Melonen und Feigen, schöne Erbsen und Bohnen neben rothen Tomaten und Zwiebeln. Mit Schlingpflanzen umwachsene Lauben voll-

endeten unser angehendes Paradies, als plötzlich ein wechselndes Soldatenlos mich demselben entführte.

Mitte Januar 1878 erhielt ich folgendes Schreiben von Morice-Bey:

Mein Herr!

Mit heutigem Tage ist Ihr Gehalt auf 20 Pfd. Sterl. erhöht. Dagegen übernehmen Sie die Küste vom Fort Adjami bis zur Grenze von Tripolis und brechen in zwei Tagen dahin auf. Ihren Wohnsitz nehmen Sie in Abusir.

Ihr ergebener
James Morice-Bey.

So lieb mir die Gehaltserhöhung war, so ungern ging ich von Mandara fort und noch dazu nach Abusir, in die Wüste, denn dort lag jene Station in der That. Mein Freund Swoboda war fünf Monate daselbst gewesen, inzwischen aber bereits nach Damiette versetzt und durch einen frühern englischen Offizier, Mr. B., abgelöst worden.

Mit schwerem Herzen nahm ich Abschied von meinen Soldaten und von der Station Mandara und begab mich wie vorgeschrieben auf die Wanderschaft nach Westen. Der braune Hengst war das einzige lebende Wesen, das ich von Mandara mitnahm; meine Koffer und Kisten wurden auf zwei Kamelen nach Abusir gebracht.

Bei der eigenthümlichen Lage Alexandriens auf einer Landzunge an der Grenze der Libyschen Wüste

beginnt das öde Land, die Wüste, kaum 10 km vom westlichen Thor der Stadt entfernt, und 38 km von Alexandrien lag erst Abusir, meine zukünftige Station.

Als ich mich in Alexandrien bei Morice-Bey meldete, rieth er mir, ich sollte mich der Regierungskaravane anschließen, die sich heute ebenfalls nach Abusir und nach den westlichen Stationen in Marsch setzte. Da ich indeß vorhatte, mit meinem Hengste schneller zu eilen, dankte ich für das Anerbieten und ritt allein, aber gut bewaffnet, durch das westliche Thor — das Gabari-Thor — der Wüste zu. Dicht hinter dem Gabari-Thor überschreitet man den Mahmudiehkanal, den Hauptverkehrsweg vom Delta nach dem Welthafen Alexandrien. Hunderte, ja tausende von Schiffen und Kähnen bedecken hier den Kanal, laden aus oder werden beladen, und die Zahl der hier beschäftigten Arbeiter, von den weißen Europäern bis zu den tiefschwarzen Negern, ist sehr groß. Hauptsächlich ist es Weizen, Gerste, Baumwolle und Baumwollsamen, die aus dem Innern hierhergebracht und in die großen Seedampfer und Segelschiffe verladen werden.

Jenseit des Kanals passirt man die Gabari-Vorstadt mit dem in der Ebene gelegenen und von Gärten umgebenen kleinen Schloß Gabari und gelangt schließlich zwischen einigen Forts hindurchreitend zum Schloß Meks. Dieses vom Vicekönig Said Pascha erbaute Schloß hat eine unsinnige Merkwürdigkeit. Man wollte vor dem Schlosse einen stets glatten, schönen Exerzierhof schaffen, und da kein Material

glatt und dauerhaft genug erschien, hat man den ganzen Hof mit eisernen Platten belegt.

Die Folge ist, daß in der Mittagszeit der Hof vor glühender Hitze nicht zu betreten ist, außerdem aber das Aussehen gewährt, als befände man sich im Vorhofe einer Eisengießerei, nicht aber in einem viceköniglichen Schlosse.

Neben dem Schlosse liegt das Dorf Meks und mehrere Forts, sowie eine größere Anzahl von Windmühlen, mindestens 30—40 nebeneinander, welche der sonst öden und felsigen Sanddüne ein belebteres Aussehen gewähren.

Obgleich schon 5 km von der Stadt entfernt, liegt Meks erst in der Mitte des 10 km langen und 3 km breiten Riesenhafens von Alexandrien, der groß genug ist, um sämmtlichen europäischen Flotten einen Ankerplatz zu gewähren. Und gerade Meks und den Windmühlen gegenüber ist der Haupteingang des Hafens, der Bogas, welcher von den Forts von Meks aus beherrscht wird und infolge zahlreicher rechts und links liegender Riffe und Untiefen ohne Lootsen nicht passirt werden darf.

Bei dem regen Seeverkehr, den Alexandrien mit der ganzen Erde unterhält, ist die Anzahl der im Hafen liegenden und täglich zu- und abgehenden Schiffe sehr groß und beläuft sich gewiß auf etliche hundert. Im höchsten Grade interessant ist das Panorama, das sich vor einem auf den Bergen bei Meks stehenden Beschauer ausbreitet. Nach Norden zu übersieht man den eben beschriebenen mächtigen Hafen, nach Süden

zu den 40 km langen und 30 km breiten Mariutsee, ein halb süßes und halb salziges Binnenmeer. Schon um dies herrliche Bild stets vor Augen zu haben, möchte man hier immer verweilen, trotzdem jene Küste sonst nichts Verlockendes zu bieten vermag.

Nach einstündigem Marsche gelangte ich über Marsa el Kanat nach Dekheli, dem Ende des Hafens und zugleich der letzten Fellachenansiedelung vor dem Eintritt in die Wüste. Dekheli war von etlichen unserer Soldaten besetzt, bei denen ich eine kurze Rast machte.

Nur wenige Aecker um Dekheli sind bebaut; die meisten Bauernhütten standen öde und verlassen da, ein Bild des Ruins und Untergangs, der Trostlosigkeit und Vergänglichkeit, wie es dem aufmerksamen Beobachter in Aegypten so vielfach entgegentritt. In eine der verlassenen Hütten setzte ich mich zum Frühstücken nieder. Aus der Nebenhütte hatten die Soldaten dadurch einen Pferdestall hergestellt, daß sie das niedrige Dach abgenommen hatten, sodaß ein Pferd wie in einer Box darinstehen konnte, mit dem Kopf über die Mauer hinwegsehend.

Nach der kurzen Erholungspause begann ich meine Wanderung wieder von neuem und betrat bei dem in nächster Nähe von Dekheli gelegenen Fort Adjami das mir unterstellte Terrain.

Anstatt einer einzigen Dünenkette wie bisher trennte jetzt eine doppelte Reihe theils felsiger, theils sandiger Berge das Mittelmeer von dem großen Mariutsee und dessen westlichstem Arm. Die Landzunge, auf der ich meinen Marsch in südwestlicher Richtung fortzusetzen

hatte, wurde breiter, die Gegend selbst immer öder und kahler.

Kaum 12 km von Alexandrien entfernt, war von der Civilisation nichts mehr zu sehen und zu hören. Kein Haus, keine Hütte unterbrach die Oede, und kein Geräusch, kein Laut die Stille der Natur. Weder Baum noch Strauch gaben der Gegend einen freundlichern Anblick. Und doch war sie nicht gänzlich unbelebt. Alle 4—5 km erblickte man bald nah bald fern ein Beduinenzelt in der Ebene oder an dem Abhange der Dünenkette. Hier und da sah man große Heerden von Kamelen, Schafen und Ziegen, von bewaffneten Beduinen beschützt, das spärliche Wüstengras abweiden.

Ich zog auf der breiten Karavanenstraße von Skandrie nach Tarabulos (von Alexandrien nach Tripolis) einher, einer Straße, die seit der Zeit, als Alexander der Große die Oase Siwah besuchte, sich nicht geändert haben und seit jener Zeit kaum von mehr als 100 Europäern benutzt sein mochte.

Jene Gebiete bewohnt eben nur der Beduine, und selbst für Fellachen ist es gefährlich, diese Straße zu ziehen. Die Soldaten in Dekheli erzählten mir, daß noch vor vier Wochen zwei Fellachen aus Meks, die über Dekheli hinausgegangen wären, um einen Platz zur Anlage eines neuen Steinbruchs auszusuchen, nach einigen Stunden mit Wunden bedeckt und der Kleidung vollständig beraubt zurückgekommen wären. Beduinen hätten sie überfallen, und als sie sich widersetzten, wären sie mit Messern bearbeitet worden, bis sie sich die

völlige Beraubung gefallen ließen. Zum Schluß hätte jeder, nackt wie sie gewesen, noch eine Tracht Prügel mit einer Rhinocerospeitsche erhalten. Unter Gelächter seien sie alsdann von den Beduinen entlassen worden.

Besagte Karavanenstraße darf man sich nicht etwa als breitgebahnten Weg vorstellen, sondern als sechs bis zehn nebeneinander herlaufende Fußwege, die durch die Kamele festgetreten sind. Da, wo die Straße über felsiges Gestein führt, sind die einzelnen Pfade schon 10—20 cm tief in den Fels eingetreten.

Auffallend ist an dieser Küste die weiße Farbe des Sandes, die namentlich in größerer Entfernung dermaßen täuscht, daß man meint, sich einem Schneefelde zu nahen. Aber nur direct am Meeresgestade ist der Boden sandig, denn kaum einen Kilometer landeinwärts beginnt ein thoniger, lehmiger Boden, der sich zur Bebauung mit Getreide während der Regenzeit sehr gut eignen würde.

An etlichen Plätzen der Küste, besonders in den Schluchten, Mulden und an den Abhängen der Berge wächst ein hartes Gras, das den Kamelen, Schafen und Ziegen als Nahrung dient.

Als ich etwa die Hälfte des Weges, ungefähr 20 km, zurückgelegt hatte, kam ich an einen kleinen Dattelpalmwald von etlichen 100 Bäumen und war erfreut, in demselben die ersten mir unterstellten Soldaten dieser Küste vorzufinden. Es waren sechs irreguläre türkische Reiter, die in einem Zelt unter den Palmen sich eingerichtet und die Küste vom Fort Adjami bis zu dem Wäldchen zu sichern hatten.

Die Leute waren sehr gut beritten und zwar auf ihren eigenen Pferden. Auch die Uniformen und die Waffen gehörten ihnen zu eigen, was allerdings den Uebelstand mit sich brachte, daß jeder eine andere Uniform und andere zum Theil etliche Jahrhundert alte Waffen trug.

Tagsüber stellten sie einen Posten vorm Gewehr auf, der von seinem Standpunkte aus das vorliegende Meer übersehen konnte; nachts aber entsandten sie zwei Patrouillen zu je zwei Mann, die eine vor, die andere nach Mitternacht. Die Aufgabe, mit diesen sechs Mann eine Küstenstrecke von 20 km beschützen zu sollen, schien mir viel zuweit gestellt und jedenfalls ohne Kenntniß der Sachlage vom grünen Tisch aus dictirt zu sein.

In der Mitte des Wäldchens befand sich ein Brunnen, etliche 20 m davon entfernt das Grab eines Schech, an welchem jeder Wanderer sein Gebet verrichtete.

Warum wachsen hier in der Nähe des Brunnens und des Grabes des Heiligen die prächtigen Palmen? Warum an andern Stellen nicht auch? Das Wasser war hiervon sicherlich weniger die Ursache als das Grab des Schech. Denn Wasser gibt es schließlich überall an der Küste, wenn man sich die Mühe nimmt, 2 m tief in die Erde zu bohren; auch brauchen die Palmen das Wasser nicht so sehr wie europäische Bäume. Wol aber mochte die Anwesenheit des im Grabe ruhenden Heiligen die Beduinen abgehalten haben, die Bäume zu fällen, oder sie veranlassen, die

in der Nähe des Grabes absterbenden Palmen durch jungen Nachwuchs zu ersetzen. Ach, wie schön ließe es sich in der Wüste wohnen, wenn daselbst alle 200 m ein Heiligengrab und um jedes Heiligengrab nur 100 Palmen ständen! In solchem Friedhofe möchte ich mich selbst als Todtengräber häuslich niederlassen.

Nachdem die Besichtigung der Umgegend beendet und das Pferd getränkt worden war, setzte ich den Marsch weiter fort, traf indeß erst nach Einbruch der Dunkelheit in Abusir ein.

Abusir liegt, wie Mandara, auf einem Berge, der ungefähr 60 m hoch ist. Die Station besteht aus einem sehr hübsch entworfenen und angelegten Wohngebäude mit dahinter befindlichen Kamel- und Pferdeställen, sowie einem Proviant- und Fourragehaus.

Von weitem schon hatten die hellerleuchteten Fenster der Station mich angeheimelt. Als ich an das große hölzerne Thor derselben um Einlaß anpochte, öffnete die Thorwache die Thür und auch der Stationscommandant Lieutenant B..., ein früherer englischer Offizier, kam mir entgegen und forderte mich auf, gleich näher zu treten. Er war sichtlich erfreut, daß ich endlich angelangt, und ebenso ich selbst, daß ich meinen neuen Wohnsitz endlich erreicht hatte. Dem feinen Engländer war der Aufenthalt in der Wüste zuwider, er wollte fort von hier, auch fort von Aegypten und wieder nach England zurück.

Die einfache, aber einer gewissen Eleganz nicht entbehrende englische Einrichtung der beiden Wohnzimmer, sowie die Sauberkeit in Küche und Vorraths-

kammer, in welcher ein arabischer Koch gerade das Abendbrot bereitete, sprachen mich sehr an.

Aber wie sollte ich mit meinen paar Sachen die großen Räume ausfüllen, und wer würde mir kochen, wenn Mr. B. mit seinem Famulus, der in einem großen Hotel das Kochen gelernt hatte, von dannen zog? Auch hier begegneten sich unsere Wünsche.

Er wollte den Haushalt verkaufen, und ich hätte ohne ihn gar nicht existiren können. Ueber den Preis wurden wir deshalb bald einig, und selbst der Diener war in den Handel mit eingeschlossen, da er sich gern bereit erklärte, bei mir zu bleiben.

Eine Flasche Sherry besiegelte den Vertrag.

Am andern Morgen bestieg Mr. B. sein Roß und ritt von dannen.

Am vorigen Abend hatte ich in der Dunkelheit eine große schwarze Masse neben der Station bemerkt, aber geglaubt, es sei ein großer mächtiger Felsen, neben welchem die Station errichtet wäre. Meine Ueberraschung war deshalb sehr groß, als ich jetzt nicht einen Felsen, sondern eine riesengroße und theilweise wohlerhaltene Ruine neben der Station sich erheben sah, letztere wol drei- bis viermal überragend. Die Größe und Schönheit dieses Bauwerks, das aus der griechischen Kaiserzeit herstammen und der Colonie Alexandrien als Bollwerk gegen die schon damals gefürchteten Ueberfälle der Beduinen gedient haben mochte, erinnerte an die großen römischen Bauwerke in Trier, an die Porta Nigra und die sogenannten „Bäder" daselbst. Es ist wunderbar, daß die Ruine von Abusir

in weitern Kreisen bisher noch nicht bekannt geworden ist.

Im Umfang und in der Höhe entspricht sie dem Königlichen Schlosse in Berlin, von der Spree bis zur Schloßfreiheit; sie enthält viele hohe Bogenfenster und Thorwege. Die Mauern sind aus gut behauenen mächtigen Quadersteinen aufgeführt, 20—30 m hoch und umschließen einen offenen, sehr großen, weiten viereckigen Hof. Derselbe war sicherlich zur Aufnahme und zum Schutz von Menschen und Vieh bestimmt, wenn der Feind vom Westen, von der Wüste her herannahte.

Die beiden kürzern Seiten dieses Bollwerks stehen senkrecht zur Dünenkette, die beiden längern Seiten laufen demnach parallel mit derselben.

Die Stärke der Mauern variirt zwischen 7 und 12 m; innerhalb der Mauern befinden sich viele Zimmer und Treppen, welch' letztere noch heute gangbar sind. Meterhoch lag der Staub und Sand in den Räumen umher, vielleicht Inschriften und Gegenstände verbergend, die von Interesse sein dürften. Was mochte hier und unter den zahlreichen Trümmern auf dem weiten Hofe noch alles begraben liegen!

Ein unter einem Thorwege wohnender alter Beduine, dessen Heerde im Innern des Hofes graste, begleitete mich überall hin. Der alte Mann erzählte, das Schloß wäre einst von einem großen Kalifen bewohnt gewesen, dessen zahlreiche Reiter die Gegend beherrscht und dessen schöne Frauen alle Räume des Schlosses bewohnt hätten.

Da der Kalif indeß den Beduinen nicht günstig gesinnt gewesen, hätten diese ihn bekriegt, das Schloß erstürmt, ihn selbst getödtet, seine schönen Frauen aber auf Nimmerwiedersehen in die Wüste entführt. Seit jener Zeit stehe das Schloß verlassen da.

Von dem flachen Dach der riesigen Ruine hatte man eine weite Fernsicht, nach Norden zu auf das offene Mittelmeer mit zahlreichen Dampfern und Seglern, nach Süden auf ein weites Thal mit etlichen Ruinen und über die ausgetrocknete äußerste Spitze des Mariutsees hinweg in die von Bergketten durchzogene Wüstenlandschaft mit vereinzelten Heerden und Beduinenzelten.

Die Aussicht nach Süden war nicht schön, doch fesselnd. Die Landschaft war öde, gefiel mir aber trotzdem.

Auf der äußersten, nach dem Meere zu gelegenen Spitze der Mauer hatte sich unser Tagesposten eingerichtet, der die Ankunft von Segelschiffen und Kähnen, sowie von Reitern und Karavanen zu melden hatte.

Wie hier vor 2000 Jahren griechische Soldaten das Erscheinen verdächtiger Staubwolken in der Ebene zur Anzeige brachten, so thut es jetzt der ägyptische Soldat.

Der Beduine führte mich auch zu unterirdischen Kellern, welche nach seiner Aussage sich unter der ganzen Länge des Gebäudes hinzögen und noch große Schätze enthalten sollten. Da indeß die Luft in den Kellern sehr schlecht und selbst tödlich wäre, könne niemand dieselben betreten. Soviel er gehört, befänden sich drei Keller untereinander. Schließlich sollte noch

ein unterirdischer Gang existiren nach einigen, etwa ½ km weiter rückwärts in der Ebene gelegenen Ruinen.

Etwas abseits von dieser großen Ruine stand noch ein einzelner runder, wol 30—40 m hoher Thurm, der aus arabischer Zeit stammen mochte. Die steinerne Wendeltreppe des Thurmes war jedoch so schadhaft, daß der Beduine von der Besteigung sehr abrieth, und dem Rathe dieses weisen Mannes folgte ich auch. Eine mit Sachkenntniß und Umsicht geleitete Untersuchung der Ruinen von Abusir würde sicherlich sehr lohnend sein.

---

16. Kamelreiterei.

Die auf der Station befindlichen 15 Soldaten waren sämmtlich mit Dromedaren oder Reitkamelen beritten gemacht. Die Dromedare oder Reitkamele unterscheiden sich von den Lastkamelen nur durch die Zierlichkeit des Baues, etwa wie englische Rennpferde von Ardennenpferden. Auch für mich war ein Reitkamel (Hadjine) zur Stelle, das ich neben meinem Pferde abwechselnd zu benutzen pflegte. Untergebracht waren die Thiere in einer bedeckten Säulenhalle, welche nach außen zu geschlossen, nach dem Hofe zu offen und an der geschlossenen Seite mit Krippen versehen war, ähnlich wie in einem Pferdestalle.

An den Füßen gefesselt, standen die Kamele eins

neben dem andern. Etwas von denselben getrennt waren auch Plätze für einige Pferde eingerichtet.

Der Kamelstall sah äußerst nett und gefällig aus, war aber nur für den Sommer und nicht für den Winter berechnet. Im Sommer standen die Thiere in der offenen Halle recht luftig und kühl, im Winter indeß war der Luftzug zu stark, und auch der Regen schlug von hinten in den Stall hinein. Das war aber noch nicht das Schlimmste, denn schließlich sind ägyptische Hausthiere an das Campiren im Freien das ganze Jahr hindurch gewöhnt. Das Dach des Stalles war aber höchst unpraktisch gebaut. Die auf demselben liegende 20 cm hohe Lehmschicht sog sich bei starkem, andauernden Regen voll Wasser, sodaß das Dach doppelt so schwer wurde als sonst. Die Holzsäulen, auf denen das Dach ruhte, waren dann für das vollgesogene Dach viel zu leicht. Eines Tages brachen etliche derselben unter dieser Last zusammen. Glücklicherweise standen sämmtliche Thiere unter der Halle, sodaß das Dach thatsächlich auf den Höckern der Kamele ruhte und von diesen gehalten wurde, bis die Soldaten herbeieilten und das Dach mit andern Stützen versahen. Hätten nur wenige Thiere unter dem Dach gestanden, so wären sie erdrückt worden.

Das größte der Dromedare, ein älterer, hellgelber, bissiger Kamelhengst, war am Höcker stark verwundet worden und mußte längere Zeit geschont werden.

Der Sattel, welcher den Kamelen aufgelegt wird, besteht aus 10—12 harten Holzstäben, welche durch Lederriemen so miteinander verbunden sind, daß sie

den obersten Theil des Höckers umschließen. Unter dieses Holzgestell legt man einen mit Häcksel gefüllten Sack als Polster, ebenso ein Polster oben darüber und befestigt den Sattel zum Ueberfluß noch durch ein oder zwei Bauchgurte. Ein hoher Vorder- und Hinterzwiesel dienen dem Reiter zum Festhalten, wenn Noth am Mann ist, d. h. wenn das Thier trabt oder galopirt. Zur Verzierung des Sattels bringt der Araber lange, an dem obern Sattelkissen hängende Trodbeln an, welche bis unter den Bauch des Kamels hinunterreichen und nebenbei den Zweck haben, das Herannahen von Fliegen und Bremsen zu verhindern.

Als Zaum dient eine gewöhnliche Stallhalfter, an deren Backenstück ein Hanfstrick befestigt ist; diesen Hanfstrick hält der Kamelreiter in der einen Hand und lenkt damit, sowie mit einem kleinen Stocke, welchen er in der andern Hand hält, das große lebendige Schiff unter sich.

Trensen und Kandarengebisse legt man den Kamelen nicht auf, wahrscheinlich weil die Formation ihres Maules und der rechtwinkelige Ansatz des Kopfes an dem nach oben gebogenen Hals sich hierzu nicht sonderlich eignet. Außer mit der Gerte verständigt sich der Reiter mit dem Kamel durch Worte und etliche Gutturaltöne. Das Thier kennt das Zeichen zum Hinlegen und Wiederaufstehen, zu einer stärkern und langsamern Gangart und folgt den Zeichen recht willig und schnell. Will der Reiter während des Marsches Wendungen z. B. nach rechts machen, so

klopft er mit der Gerte an die linke Seite des Kamelhalses und umgekehrt.

Am angenehmsten ist für den Anfänger das Auf- und Absteigen, welches etwa wie folgt vor sich geht.

Wenn das gesattelte Dromedar auf dem Boden liegt, tritt der Reiter an das Thier heran, steckt den losgeschnallten Säbel in die linke, den Carabiner in die rechte Satteltasche, Säbelkoppel und Carabinerriemen an dem Hinterzwiesel befestigend. Alsdann nimmt er den Sitz im Sattel ein, das rechte Bein nachträglich über den Vorderzwiesel weg auf die rechte Seite des Kamels bringend. Gleich darauf erhebt sich das Thier und zwar zunächst mit den Hinterbeinen, während es vorn noch mit den Knien auf dem Boden ruht. Die schiefe Lage, in die man hierdurch geräth, bringt die meisten Anfänger unter dem Gelächter der Umstehenden zu Falle. In hohem Bogenschuß und mit einer gewissen Wucht, die man durch die sich erhebende Hinterhand des Kamels erhält, fliegt man über den Hals des Thieres hinweg. Dasselbe erhebt sich inzwischen auch mit den Vorderbeinen und sieht sich erstaunt nach dem tapfern Reiter um, der vor ihm auf dem Boden liegt. Allen denjenigen, welche dieser unfreiwilligen Berührung mit der Erde zugesehen haben, muß der unglückliche Reiter eine Tasse Kaffee und eine Cigarette spenden, wodurch er quasi die Schande wieder auswetzt. Auch ich habe mehrmals daran glauben müssen, ehe ich das Auf- und Absteigen erlernte.

Oft passirt es auch, daß das Thier sich schon erhebt, ehe man vollständig im Sattel sitzt. Mehr oder

weniger rapide rutscht man alsdann an der Seite wieder hinab und muß das Dromedar nochmals sich niederlegen lassen, was es mit Grunzen und Wackeln des Unterkiefers begleitet, seinen Zeichen großen Unbehagens.

Ist man glücklich in die Höhe gelangt, so weiß man sich schon im Sattel einzurichten, obgleich keine Bügel daran sind. Mit dem einen Fuß tritt man auf den Hals des Thieres und läßt den andern an der Seite herunterhängen, auch zieht man ein Bein ganz in die Höhe und setzt sich darauf. Der Versuch, Bügel an dem Kamelsattel anzubringen, fiel nicht zu meiner Zufriedenheit aus, und ich ließ die Bügel bald wieder abnehmen.

Von den Gangarten des Kamels, Schritt, Trab und Galop, ist der Schritt am unbequemsten. Um sich die Bewegung des Oberkörpers eines Kamelreiters, dessen Thier Schritt geht, zu vergegenwärtigen, setze man sich auf einen Stuhl und bewege den Oberkörper vornüber, sodaß die Brust fast die Knie berührt, und dann wieder zurück in die lothrechte Stellung und wiederhole dies in der Minute 30—35 mal, dem gewöhnlichen Schritttempo der Dromedare.

Wer mit vollem Magen ein Kamel besteigt, wird bald einige Uebelkeit verspüren. Die Beduinen essen deshalb vor dem Marsche gar nichts und überhaupt täglich nur einmal und zwar abends nach Beendigung des Marsches. Auch ich mußte mich dieser nicht gerade angenehmen, aber praktischen Sitte anbequemen, so sehr mein europäischer Magen darüber hörbar schalt.

13*

Der gewöhnliche kurze Trab der Dromedare ist sehr fördernd und strengt weder Reiter noch Thier sonderlich an. Wol eine halbe Stunde lang kann man hintereinander kurzen Trab reiten, ohne eine Schrittpause zu machen, auch erhebt sich das Gesäß hierbei fast nicht aus dem Sattel. Anders gestaltet sich die Sachlage indeß, wenn man das Dromedar zu einem starken Trabtempo oder gar zum Galop animirt. Unwillkürlich muß man sich alsdann am Vorderzwiesel festhalten, um nicht heruntergeschleudert zu werden. Angenehm sind diese Gangarten nicht und kommen auch nur selten zur Anwendung, für gewöhnlich reitet man Schritt oder kurzen Trab.

Für mich war es stets ein peinliches Gefühl, daß man nichts in den Händen hat als den elenden Halfterstrick, daß man dem Thiere beim Straucheln oder Fallen keine Hülfe geben und etwaigen Durchgängern gegenüber nichts erzwingen kann. Ist man auf sandiger und freier Ebene, so mögen die großen Thiere sich nach Herzenslust auslaufen, auf steinigem, welligem Boden indeß rathe ich von stärkern Gangarten entschieden ab, denn ein Fehltritt auf Steine oder in Vertiefungen kann einen Sturz herbeiführen, und in solchen Gangarten wird jeder Sturz der langbeinigen Dromedare verhängnißvoll für den Reiter wie das Reitthier.

Das Futter der Hadjinen besteht in 1—2 Metzen Feldbohnen und einem großen Korb voll Häcksel (Gersten- oder Weizenhäcksel). Die Bohnen müssen täglich, morgens und abends, verabreicht werden, während der

Häckſel ganz oder theilweiſe weggelaſſen wird, wenn die Kamele während des Marſches und nach demſelben weiden können.

Zur Tränke brauchen Kamele nur alle zwei bis vier Tage gebracht zu werden. Der Araber erwartet, namentlich von Hadjinen, daß ſie vier Tage ohne getränkt zu werden aushalten und mindeſtens drei Tage ohne Aufenthalt (mit Ausnahme der kurzen Futterpauſen) marſchiren können.

Wenn Gelegenheit dazu vorhanden iſt, wie auf den Stationen längs der Küſte, tränkt man Kamele und Pferde einmal täglich und zwar zur Mittagszeit. Verläßt man indeß die Küſte, ſo verbietet ſich das tägliche Tränken von ſelbſt, da nur alle zwei bis drei Tagemärſche ein Brunnen vorhanden iſt.

17. Ein Karavanenzug nach Weſten.

Als ich im Februar von Alexandrien nach Abuſir aufbrach, gab mir Morice-Bey die Inſtruction, ſolange in Abuſir und nächſter Umgebung Dienſt zu verrichten, bis ich weitere Befehle erhielte.

Demgemäß blieb ich zunächſt in der Nähe von Abuſir, richtete von Fort Adjami bis zur Station der türkiſchen Reiter im Palmenwäldchen, von dort bis Abuſir und von Abuſir noch 20 km weſtlich einen regelmäßigen Patrouillendienſt ein und beſuchte ſämmtliche in der Nähe jener Küſte wohnenden Beduinen.

Es mochten vier Wochen seit meiner Ankunft in Abusir vergangen sein, als eines Abends der Beduine Morice-Bey's, mein Freund Hassan, zu Kamel bei mir eintraf und mir den schriftlichen Befehl seines Herrn überbrachte, mich einer am folgenden Tage Abusir passirenden Karavane von etwa 70 Kamelen anzuschließen, welche alle westlich von Abusir gelegenen Stationen mit Lebensmitteln und Futter versehen sollte.

Die Karavane würde geführt von dem Beduinen-schech Muhammed Schakir, welcher eine große Caution bei der Regierung in Alexandrien hinterlegt habe, und dem ich im allgemeinen trauen dürfe. Außerdem begleite die Karavane ein türkischer Major, der Chef der an der Küste stationirenden türkischen Reiter zu Pferde, in dessen Zelt ich auch nachts campiren solle.

Meine Aufgabe wäre es, die Uebergabe der Lebensmittel an die Truppen zu überwachen und Bericht zu erstatten, ob der Zweck jener Stationen, die Abhaltung des Schmuggels von der dortigen Küste und die Verhinderung der Einschleppung der damals in Tripolis herrschenden Cholera auf diesseitiges Gebiet, genügend erreicht würde.

Zur Vertretung während meiner Abwesenheit in Abusir würde ein anderer Deutscher, Herr Bregler, mit der Karavane in Abusir eintreffen und das Commando in Abusir übernehmen. Derselbe solle auch später zu meiner Stütze dort bleiben.

Wer einen Karavanenzug noch nicht mitgemacht, weiß nicht, wie es auf demselben zugeht und welche Vorbereitungen er zu einem solchen treffen muß. So

ging es nicht allein mir, sondern auch meinem arabischen Koch, der über Alexandrien und Kairo noch nicht hinausgekommen war.

Am Abend des folgenden Tages, gerade als ich mein Kamel besteigen wollte, um zum Patrouilliren auszureiten, langte die Karavane von Alexandrien an und bezog ihr Lager unterhalb der Station neben dem Brunnen an der Küste. Als die Kamele von ihrer Bürde befreit waren, kam der Major, der noch immer zu Pferde saß, zur Station heraufgeritten, um mir seinen Besuch zu machen.

Das Bild des in phantastischer Kleidung und auf prächtigem braunen Hengste den Berg heraufsprengenden Reiters werde ich nie vergessen.

Oben angekommen, sprang er behend vom Pferde und übergab es einem meiner Soldaten, der es sofort den Berg hinab in das Lager zurückführen mußte.

Nach den üblichen Begrüßungsformeln führte ich den Major in meine Wohnung und einigte mich bald mit ihm betreffs der Verpflegung auf unserm am folgenden Tage gemeinschaftlich zu beginnenden Zuge.

Da der Major als Koch nur einen gewöhnlichen Soldaten mit sich führte, beschlossen wir, den meinigen mitzunehmen und ihm die Leitung der Küchenangelegenheiten allein zu übertragen. Zu den Unkosten sollte jeder von uns zu gleichen Theilen beitragen.

Am andern Morgen übergab ich Herrn Bregler, einem frühern württembergischen Artillerieunteroffizier, das Commando von Abusir und brach mit der Karavane pünktlich um $6\frac{1}{2}$ Uhr auf.

Voran ritten der Major und meine Wenigkeit, dahinter 12 türkische irreguläre Reiter. Alsdann folgte das Gros der beladenen Kamele, etwa 70 Stück in einer Front von 10—15 Köpfen und ungefähr fünf Reihen hintereinander, selbstverständlich ohne Ordnung. Hinter den Kamelen liefen die bewaffneten Beduinen als Treiber her, und hinter diesen ritten wieder sechs türkische irreguläre Reiter zu Pferd. Auch die Soldaten marschirten ohne militärische Ordnung, einerseits weil die militärische Ordnung bei den paar Leuten unnöthig war, aber auch um die Pferde besser an das Einzelgehen zu gewöhnen.

Das große Zelt des Majors, seine Teppiche, Effecten sowie die meinigen waren auf drei Kamelen verladen, die sich mitten im Gros befanden; hinter ihnen her ritt mein Koch Muhammed auf meinem Dromedar, an dessen einer Seite ein großer Lederbeutel mit Trinkwasser hing.

Als wir eine Viertelstunde im Schritt geritten waren, ließ der Major die Karavane halten, was er durch einen Pfiff auf einer Signalpfeife herbeiführte. Alle Reiter mußten absteigen, die Sattelung revidiren und die Gurte anziehen. Die Beduinen sahen die Ladung der Kamele nach, schoben schiefhängende Lasten zurecht oder luden sie ganz um.

In fünf Minuten war die Arbeit verrichtet, und ein Pfiff des Majors gab wieder das Zeichen zum Weitermarsch.

Das Schritttempo der Pferde ist schneller als das der Kamele, sodaß die Colonne bald weit hinter uns

blieb. Der Major ließ dann gewöhnlich halten und absitzen, bis die Kamele uns wieder erreicht hatten. Die Beduinen laufen zu Fuß hinter der Colonne her, die Kamele durch Schreien und Rufen zur Eile anspornend und sie in breiter Front über die Ebene wegtreibend. Der Flinkste von den Beduinen schien der Führer der Karavane, Muhammed Schakir zu sein, der, mit der langen Flinte auf dem Rücken, bald hier und bald dort war und wie ein Schäferhund stets die Heerde im Trabe umlief. Entfernte sich ein Thier zu weit von der Colonne, so trieb er es wieder näher heran, und drängte sich die Colonne zu sehr nach der Mitte zusammen, sodaß die Ladungen in Gefahr waren heruntergeschoben zu werden, so sprang er mitten in die Colonne hinein, die Kamele wieder auseinandertreibend.

Seine Kraft und sein Humor schienen gleich unverwüstlich zu sein. Durch Scherze und clownmäßige Sprünge hielt er seine Leute bei guter Laune, und das Gelächter der naturwüchsigen braunen Burschen, das Schießen und Schreien währte den ganzen Tag.

Je höher die Sonne stieg, je heißer es wurde, desto sorgfältiger zogen die Beduinen ihre weiten weißen Mäntel über den Kopf und den Tarbusch darüber, und die Soldaten legten Tücher, meistens ihre Schnupftücher auf den Kopf unter den Tarbusch, um die gefährliche Einwirkung der Sonne abzuhalten.

Als auch der Major diesem Beispiel folgte und außerdem noch einen seidenen Turban um seinen Tarbusch wickelte, griff auch ich zu dieser Vorsichtsmaß-

regel, da mir das Brennen der Sonnenstrahlen auf dem Kopfe schon längst unbequem geworden war.

Wie in einem Backofen glühte und zitterte jetzt die Luft über der Ebene. Man war nicht einmal im Stande, in einem Winkel von 45° zum Himmel emporzusehen, geschweige denn senkrecht nach oben, so grell, so blendend war das Licht der Atmosphäre.

Wenn man im Winter über schneebedeckte deutsche Felder reitet, wünscht man sich mitunter wol nach dem warmen Süden versetzt, aber nicht minder waren damals meine Gedanken nach dem kühlen Norden gerichtet, und ich hätte ein Königreich geben mögen für eine Stunde Aufenthalt in einem schattigen, frischen deutschen Wald.

Auch den Arabern und den türkischen Reitern schien die Hitze nicht gerade angenehm zu sein, aber sie setzten sich leichter über dieselbe hinweg. Ihr Beispiel bewog auch mich, alle phantastischen Gedanken zurückzudrängen und in den gegenwärtigen Zustand mich zu finden.

Um unserer Aufgabe gemäß alle nach dem Delta ziehenden Karavanen zu untersuchen, ob sie cholerafrei wären, hatte der Major zwei Reiter als Spitzen und desgleichen je zwei Mann nach den beiden Flanken entsandt, welche die Untersuchung der ihnen in Sicht kommenden Karavanen vornehmen sollten. Befänden sich bei einer solchen Karavane anscheinend kranke Personen, so sollte die ganze Karavane zur nächsten Station an der Küste gebracht und daselbst zur Abhaltung einer acht- bis vierzehntägigen Quarantaine angehalten werden.

Die Aufgabe, eine solche Karavane zu untersuchen, war aber nicht so einfach, als ich mir vorgestellt. Gründlich konnte die Untersuchung nicht stattfinden, sondern beschränkte sich lediglich darauf, daß derjenige, der sie ausführte, die bei der Karavane befindlichen Personen einzeln betrachtete, um zu sehen, ob sie augenscheinlich gesund oder krank wären. Hierzu mußte die Karavane halten und diejenigen Kamele, auf denen Personen einzeln oder mit Kindern saßen, niederknien.

Der Aufenthalt und die ganze Procedur war den Beduinen höchst unangenehm. Die meisten Karavanenführer verlangten, bevor sie sich der Untersuchung unterwarfen, eine Bescheinigung zu sehen, daß wir zu derselben berechtigt wären. Hiermit konnte ihnen unser Major aber dienen, der ein vom Gouverneur von Alexandrien, Ali Pascha, unterschriebenes und gestempeltes Certificat bei sich führte, in welchem jeder Widerstand gegen die Untersuchung mit den härtesten Strafen und dem sofortigen Gebrauch der Waffen bedroht war.

Nachdem der Widerstand der Männer gebrochen war, hatte man noch mit dem der Frauen zu kämpfen. Wie in allen Religionen, halten sich auch die Moslems mehr an die Religions- als an die Staatsgesetze gebunden. Nach mohammedanischer Religion ist es verboten, daß eine Frau einem fremden Manne ihr Gesicht zeigt. Die bei den Karavanen befindlichen weiblichen Wesen weigerten sich dementsprechend, fremden Askeri (Soldaten) gegenüber ihre Schleier zu lüften. Schließlich gab der Major gewöhnlich insoweit nach, als nur ein Soldat, und zwar der älteste,

ein Mann mit grauen Haaren, die Untersuchnng vornehmen sollte, womit die braunen Wesen sich einverstanden erklärten und ihre undurchdringlichen Schleier lüfteten.

Etwa zwei bis drei Karavanen von je 50—200 Kamelen begegneten wir jeden Tag, und bei allen spielte sich die Untersuchungsscene ähnlich ab.

Etliche male mußten wir von unsern Feuerwaffen Gebrauch machen, doch brachten die über den Köpfen der Beduinen hinsausenden Martiny-Henry-Kugeln die Widerspenstigen bald zur Raison, sodaß die Untersuchung sodann um so glatter vor sich ging.

Von weidenden Schafen, Ziegen und Kamelen sahen wir tagsüber wol 10—12 Heerden von je 200—500 Stück, deren Hirten sämmtlich bewaffnet waren.

Am ersten Tage langten wir um 4 Uhr nachmittags nach ununterbrochenem Marsch in Com Schamân, unserm ersten Nachtquartier, an.

Die Küstenberge treten daselbst näher an das Meer heran, und man könnte die Gegend hübsch nennen, wenn einige Bäume sie zieren würden. Die Stelle der Bäume vertreten aber nur hohe Ginsterbüsche, welche sich in der Sonnenglut von dem blendend weißen Sande wie kleine dunkle Oasen abheben, willkommene Schlupfwinkel für gutartige sowie giftige Schlangen und für einige Hasen abgebend.

Com Schamân war, von Fort Adjami bei Alexandrien an gerechnet, die dritte Station meiner Küste und war belegt mit neun Kamelreitern. und zwei Reitern zu Pferde. Dieselben campirten in zwei Zelten

hart am Meere und waren froh, als wir ihnen frischen Proviant, bestehend in Reis, Zwieback, Zucker, Kaffee, Taback und Ziebeln, sowie neue Fourrage für ihre Thiere überbrachten.

Die sonst gerade Küste bildet an jener Stelle nach Süden zu ein starkes, fast rechtwinkeliges Knie, ein Umstand, der zahlreiche Schiffe bei nächtlicher Fahrt dort hatte scheitern lassen. Bei jedem Schiffsunfall hatten dann die Beduinen ihren Vortheil gehabt, sodaß Com Schamân für sie eine reine Goldgrube geworden war. Auf der ersten Dünenreihe längs der Bucht standen daher in kleinen Abständen voneinander wol 50 Zelte aufgespannt, deren Insassen auf das Unglück ihrer Mitmenschen speculirten und sich mit fremdem Gute zu bereichern trachteten.

Wehe dem Schiffe, das hier strandete oder zerschellte! Die ans Land geworfenen Güter wurden sofort von den Beduinen in Besitz genommen und nach dem Innern transportirt; Personen aber, die ohne Zeugen gefangen genommen worden waren, verkaufte man als Sklaven in die Wüste oder gab ihnen ihre Freiheit nur gegen hohes Lösegeld wieder.

Nach langen vergeblichen Versuchen, dem organisirten Strandräuberwesen zu steuern, kam man schließlich auf den glücklichen Gedanken, einen Leuchtthurm in Com Schamân zu errichten, und als ich dorthin kam, war der Leuchtthurm wol schon ein Jahr in Thätigkeit und selbstverständlich den Beduinen ein Dorn im Auge.

Ein englischer Maschinist mit Frau und Kind nebst zwei Fellachen als Diener bewohnten das stattliche

untere Gebäude und sorgten, daß das weiße und rothe Licht zum Nutzen der Schiffer allnächtlich brannte. Den Insassen des Leuchtthurms war seitens der Beduinen schon mehrmals nach dem Leben getrachtet worden, sodaß die Regierung einen großen Theil der feindlich gesinnten Burschen von dort entfernt und dafür der Regierung ergebene Leute veranlaßt hatte, in der Nähe des Leuchtthurms ihre Zelte aufzuschlagen. Auch unsere Soldaten hatten den Auftrag erhalten, für die Sicherheit der Beamten des Leuchtthurms zu sorgen.

Als wir unser Lager in der Nähe des Thurmes aufschlugen, wurden wir von dem Thurmwächter freudig begrüßt, und der Major sowol als ich waren für den Abend seine Gäste. Unser Major führte die Post von Alexandrien für den Beamten des Leuchtthurms mit sich, und etliche Briefe aus dem lieben England versetzten die Familie in große Freude.

Ein Besuch des Thurmes, den wir unter Führung des Maschinisten unternahmen, war sehr lohnend, aber recht anstrengend. Die schmale Wendeltreppe, welche wie der ganze Thurm vollständig aus Eisen hergestellt war, wollte kein Ende nehmen. Als wir uns schließlich der Spitze näherten, schwankte der Thurm ganz bedenklich. Der Gedanke, daß die oberste Spitze abbrechen und mit uns im Salto mortale in die Tiefe hinabstürzen könne, erfaßte uns fast gleichzeitig, und schon blieb der Major stehen, um kehrt zu machen und die Treppe hinab zu galopiren, als der Maschinist uns die Schwankungen als regelmäßige und als unbedenklich erklärte.

Endlich hatten wir den Kopf des Thurmes erreicht, der, ringsum mit Glasscheiben versehen, das Durchscheinen der in der Mitte stehenden riesigen Lampen ermöglicht.

Der dienstthuende Fellache war gerade mit dem Anzünden der Lampen beschäftigt, die auch sofort ihre rotirende Bewegung aufnahmen. Würden die Lichter nicht rotiren, so könnten sie von den Schiffern leicht als Sterne angesehen werden und damit ihren Zweck verfehlen. Dadurch aber, daß alle Leuchtthürme einer Küste bewegliche Lichter haben, treten diese selbst deutlicher hervor und sagen außerdem dem Schiffer durch die Reihenfolge der Farben des Drehfeuers, welchem der Leuchtthürme er sich nähert, da diese mit ihren Farben auf allen Seekarten Aufnahme finden.

Die Sichtweite eines Leuchtthurmes schwankt von 30—35 km je nach der Höhe desselben über dem Meeresspiegel, sodaß an einer gut erleuchteten Küste die Leuchtthürme in Abständen von 55—65 km errichtet sein müssen.

Der Abstieg von dem Leuchtthurme, die endlose Treppe hinunter war ebenso unangenehm als der Aufstieg, sodaß es dem Major voller Ernst war, als er, unten angelangt, äußerte, er wolle lieber täglich 50 km im Sattel sitzen, als jeden Tag zweimal die Wendeltreppe auf- und absteigen.

Hoch interessant war das Leben und Treiben an den fünf großen Brunnen unweit des Leuchtthurmes. Neben den Brunnen waren riesige Steintröge, je aus einem Stück gehauen, aufgestellt, welche dicht umstellt

waren von Kamelen. In langen Zügen sogen sie das halb salzige, halb süße Wasser ein. Die aus den Brunnen schöpfenden Beduinen hatten vollauf zu thun, die Tröge stets voll zu erhalten, und mußten sich sehr beeilen, ihre Heerde zu tränken, denn schon warteten wieder andere Heerden auf den Moment, wo die Tröge frei würden. Für die Schafe waren lange Reihen niedriger Tröge angebracht, die nicht minder besetzt waren als die der Kamele.

Mit trotzigen Geberden sahen die Beduinen zu uns herüber. Ohne Waffen hätte ich ihnen weder am Tage noch in der Nacht begegnen mögen.

Bis in die Dunkelheit hinein währte das Tränken, der Ab- und Zugang der Heerden und der Lärm der Beduinen. Erst als es ruhig geworden, wurden unsere Kamele und Pferde mit Wasser versehen und erstere alsdann zur nächtlichen Weide auf die umliegenden Berge getrieben.

Am andern Morgen um 1 Uhr arabisch oder $6^1/_2$ Uhr europäisch brachen wir wieder auf, nachdem die Leute ihre Gebete verrichtet hatten. Die Gegend, die wir durchritten, war fast wie die gestrige. Kahle Thäler wechselten mit kahlen Bergen ab, auf denen hin und wieder noch spärliche Reste von alten Gebäulichkeiten zu sehen waren.

Hier und da ein Zelt oder eine Heerde, und — etwas was ich nicht vergessen darf — hier und da ein Gerstenfeld. Zwar waren dieselben nur klein und äußerst selten vorhanden, auch stand die Gerste sehr dünn und hatte wol kaum die Höhe von 20—25 cm,

— aber es war und blieb Gerste. Die Ansicht, daß westlich des Deltas kein Getreide gebaut würde, ist demnach nicht ganz zutreffend, was ich mich freue constatiren zu können.

Ich neige selbst der Ansicht zu, daß bei einem praktisch eingerichteten und gut geleiteten Getreidebau auf den Bergen westlich des Deltas ganz schöne Resultate zu erzielen wären, und daß in dieser Beziehung der ägyptischen Regierung noch ein großes weites Feld ersprießlicher Thätigkeit offensteht.

Ebenso viel und noch mehr könnte die ägyptische Regierung mit einer systematischen Anpflanzung von Dattelpalmen in jenen Gebieten erreichen. Daß Dattelpalmen daselbst noch wachsen, beweisen die an einzelnen Stellen vorkommenden Exemplare jener Riesenbäume. Die Cultur und Nachzucht derselben ist lediglich durch die ewigen Fehden und das unstete Wesen der Beduinenstämme hintangehalten worden. Außerdem kennt der Beduine noch nicht den Begriff des Besitzthums von Grund und Boden, und weil er keinen Privatbesitz hat, hat er auch nicht das Interesse für Anpflanzung von Bäumen irgendwelcher Art. In Europa hat es auch Länder gegeben, die zu Ende des Hirtenlebens europäischer Völker brach und öde lagen, die sich indeß bald belebten und bewaldeten, je mehr man sich dem Ackerbau widmete und je mehr ein seßhaftes Leben Sitte wurde.

Der Ackerbau auf den Bergen Aegyptens kann sich selbstverständlich nur auf die Wintermonate beschränken, während welcher allein Regen fällt; aber eine gute

Ernte im Jahr würde auch genügen, namentlich wenn der Ackerbau in Verbindung mit Viehzucht und einer Anpflanzung von Dattelpalmen betrieben würde. Ein solches Vorgehen, das systematisch eingeleitet und durchgeführt werden müßte, ist allein im Stande, die alte Pracht des Pharaonenlandes wiederherzustellen und das Land der Verarmung zu entreißen, der es durch die jahrhundertelange Raubwirthschaft der Beduinen anheimgefallen ist.

Daß man sich das Land zu beiden Seiten des Deltas nicht lediglich als sandige, sterile Wüste vorstellen darf, habe ich bereits erwähnt. Der Araber kennt selbst den Ausdruck „Wüste", wie wir ihn für die Länder östlich wie westlich des Deltas gebrauchen, nicht, sondern spricht nur von den „Bergen" rechts und links des süßen Wassers (Nils).

Auch das ist sicher, daß nicht allein das Delta, sondern auch die „Berge" östlich wie westlich des Nils in alter Zeit in höherer Cultur gestanden haben als heutzutage. Die in Thälern wie auf Bergen zerstreut sich vorfindenden Ruinen geben untrügliche Beweise hierfür.

Am Abend des zweiten Tages campirten wir in Djumeimeh, welches aus etlichen in einer Schlucht gelegenen Brunnen besteht, die jeden Abend von Kamel-, Schaf- und Ziegenheerden völlig umlagert sind. Einige in der Schlucht stehende Dattelpalmen, zu deren Füßen meist Beduinenzelte aufgeschlagen waren, gaben der Gegend ein recht freundliches Aussehen.

Nach dem Innern zu konnte man zwei sehr hohe

Berge erblicken, von denen die Araber Wunderdinge erzählten. Die Berge sollten große Schätze im Innern enthalten und der Aufenthalt der Seelen heiliger Personen sein. Niemand dürfe die Schätze des Berges anrühren, und Leute, die an den Bergen gefundene Edelsteine entwendet hätten, seien bald dem Teufel, dem Afrît, verfallen. Nachts sehe man häufig eine Feuersäule von der Spitze dieser Berge zum Himmel aufsteigen. Prachtvolle blaue Steine (Türkise?) lägen an den Bergen zerstreut umher, aber niemand wage sie anzufassen.

Daß nicht alle Beduinen Edelsteine aus Furcht vor dem Teufel liegen lassen, wenn sie ihrer habhaft werden können, beweisen die vielen Türkise, welche die Beduinen bei sich tragen. Ein oder zwei derselben hat fast jeder von ihnen an sich, entweder als Amulet um den Hals oder in silberne oder messingene Fingerringe eingefaßt. Ich habe ferner Flinten und Dolche der Beduinen gesehen, deren Schäfte vollständig mit Edelsteinen besetzt waren, sodaß es wie Mosaikarbeit aussah. Solche lange Flinten, deren Läufe außerdem mit Silberdraht umsponnen waren, mochten gewiß über 1000 Frs. kosten. Hauptsächlich sieht man sehr viel blaue Türkise, aber auch Smaragde sind durchaus nicht selten.

Unweit des großen Zeltes des Majors hatten die Soldaten ein Feuer angemacht, über welchem das Abendbrot zubereitet wurde. Dasselbe bestand einen Tag wie den andern aus Hammelfleisch, das in kleine Stücke geschnitten mit Zwiebeln zusammen

gekocht wird. Hierzu aß man die in Wasser vorher aufgequellten Schiffszwiebacke, von denen je drei Stück die tägliche Ration eines Mannes ausmachten.

Nur drei- bis viermal während des ganzen mehrwöchentlichen Wüstenritts hatten wir anderes Fleisch im Topfe, entweder einige bei den Beduinen aufgekaufte Hühner, etliche selbstgeschossene wilde Tauben und einmal Kamelfleisch, als eins der Kamele infolge Beinbruchs getödtet werden mußte.

Kamelfleisch gilt bei den Beduinen als Delicatesse und ist es auch nach unserm Geschmack, namentlich das Fleisch ein- bis zweijähriger Thiere, das gewöhnlich nur bei Hochzeiten auf den Tisch gelangt.

Das Abendbrot, das einzige Mahl während des ganzen Tages, nahmen wir vor dem Zelte auf der Erde sitzend ein. Der Major aß nach orientalischer Sitte mit den Fingern, während mir europäisch servirt wurde.

Nach dem ziemlich copiösen und auch zeitraubenden Abendbrote machten wir gewöhnlich noch einen Gang durchs Lager.

Die Pferde standen an den Füßen gefesselt nebeneinander, vor denselben das Zelt der Soldaten. Die Sättel waren in Reih und Glied hinter den Pferden niedergelegt, eine Stallwache ging stets zwischen den Pferden und Sätteln auf und ab. Hinter den Sätteln lagen in bunter Reihe die Ladungen der Kamele, Proviant- und Fourragesäcke, so wie sie von den Kamelen abgenommen waren. Sollten dann morgens die Thiere wieder beladen werden, so mußten sie sich zwischen den

abgenommenen Säcken niederlegen, wodurch das Aufladen sehr beschleunigt wurde.

Auf den beiden andern Seiten des Lagers, sodaß dasselbe umschlossen wurde, standen das Zelt des Majors und das des Beduinenschech, in welchem letzterer mit denjenigen seiner Genossen schlief, welche nicht zum nächtlichen Weiden der Kamele unterwegs waren.

Ein Posten vor dem Gewehr mit dem Carabiner im Arm hatte für die Sicherheit des ganzen Lagers einzustehen.

Als wir nach dem Rundgange durchs Lager im Zelte wieder eintrafen, präsentirte uns der Koch unsern Schlaftrunk, eine kleine, aber gute Tasse Kaffee. Während wir mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich sitzend den Gaoa (Kaffee) und Dochân (Taback) schlürften, traten sowol der Schech der Beduinen als auch der älteste der Soldaten in das Zelt, begrüßten den Major und kauerten sich uns gegenüber rechts und links vom Eingange nieder, um die Befehle des Majors für den folgenden Tag entgegenzunehmen.

Die dienstlichen Angelegenheiten waren bald erledigt; daran knüpfte sich gewöhnlich noch eine kurze Unterhaltung, zu welcher jeder beizusteuern hatte. Von deutschen Militärverhältnissen hörten die Leute sehr gern erzählen, hatten doch die Deutschen die allen Moslems verhaßten Franzosen und deren Sultan Napoleon selbst gefangen genommen. Vor dem greisen Sultan der Deutschen, Wilhelm, welcher noch selbst die Schlachten zu Pferde geleitet habe, und vor dessen Hauptpaschas Bismarck und Moltke hatten sie alle Hochachtung und

wünschten immer von neuem, daß Aegypten auch mal solche Leute bekommen möchte.

Waren die beiderseitigen Erzählungen beendet, so entließ der Major den Bedschauisch (Unteroffizier) und den Beduinenschech, und um 8 Uhr abends legten wir uns zur Ruhe nieder, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des Zeltes. Bald war es im Lager und auf der Ebene so ruhig, als wenn alles ausgestorben wäre; nur die Tritte des Wachpostens ertönten.

Doch schon um Mitternacht wurde es lebendiger; man erwachte und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den oft fremdartigen Tönen, die von der Wüste herüberdrangen. Schakale, Wölfe und Hyänen begannen um diese Zeit ihr Frühconcert, wenn ihre Magen nicht genügend gefüllt oder sie über eine nächtliche Beute in Streit gerathen waren. Die Pferde, die bis dahin gelegen hatten, erhoben sich aus Furcht, von den hungerigen Bewohnern der Wüste überfallen zu werden, und große Unruhe überkam sie, wenn die unheimliche Gesellschaft sich dem Lager näherte.

Die Stallwache ging alsdann vor und hinter den Pferden auf und ab und sah nach, ob die Pflöcke noch fest in der Erde steckten, damit kein Thier sich losreißen und davoneilen könne. Mitunter griff sie zum Carabiner und gab einige Schüsse ab, um die Wüstenbewohner und nächtlichen Ruhestörer vom Angriff abzuhalten. Solche Angriffe gelten aber mehr den im Lager befindlichen Vorräthen als den Pferden oder gar den Menschen, an welche sich Wölfe und Hyänen doch nicht so leicht heranwagen.

Daß Schakale, Hyänen und auch Wölfe in die Zelte eindringen, namentlich da, wo Fleisch aufbewahrt wird, kommt häufiger vor, und auch uns sollte ein solcher Besuch nicht erspart bleiben. Die für unsern Tisch bestimmten Fleischportionen standen allnächtlich in einem Hanfkorb verpackt in unserm Zelte in der Nähe des Mittelpfostens. Wir hielten sie daselbst am sichersten, namentlich auch vor den langen Fingern der Beduinen, und sobald wir nachts ein Geräusch vernahmen und Licht anzündeten, galt unser erster Blick dem Fleischkorbe, da von dessen Sein oder Nichtsein unser Wohlbefinden für die nächsten 24 Stunden abhing.

Einst war es bald nach Mitternacht im Lager sehr laut geworden und der Major sowol als ich verließen das Zelt, um nach den Pferden zu sehen. Unsere beiden Thiere, welche auf dem unserm Zelte zugewandten Flügel standen, waren am unruhigsten, und wir hatten große Mühe, sie wieder zu beruhigen.

Als dies endlich gelungen, begaben wir uns in das Zelt zurück und schliefen auch bald wieder ein.

Plötzlich erwache ich und höre ein Rascheln im Zelte. Es mußte am Mittelpfosten, am Fleischkorbe sein. In solchen Momenten versagt einem fast der Athem, und der Gedanke, was zuerst thun, durchfuhr mein Gehirn.

Dicht neben mir lagen meine sämmtlichen Waffen und ein werthvolles Kleinod — ein Päckchen schwedischer Streichhölzer! Mit einem Griff hatte ich mein breites Solinger Jagdmesser, ein Geschenk des Afrika-

reisenden Major von Mechow, und die Streichhölzer erfaßt und Licht gemacht. Eine Hyäne, die bei der plötzlichen Beleuchtung so groß wie ein Bär aussah, stand mitten im Zelt und zerrte mit einer letzten Anstrengung an unserm Fleischkorbe herum. Hätte ich bei meinem ersten Griff nach den Waffen den Revolver anstatt des Dolches erfaßt, ich hätte einen guten Schuß abgeben können. Bevor ich nun aber den Revolver ergriffen, war der nächtliche Besuch verschwunden.

Den Korb mußte die Hyäne uns lassen, da der Major, vorsichtig wie er war, denselben mit einem Strick an den Zeltpfosten gebunden hatte.

Das untere Ende des Korbes war zerbissen, indeß der Inhalt nicht berührt, sodaß wir einen Verlust durch das Intermezzo nicht zu verzeichnen hatten.

Zwischen 2 und 3 Uhr morgens kamen gewöhnlich die Kamele von der nächtlichen Weide zurück und legten sich für etliche Stunden zur Verdauung und zur Ruhe nieder. Um 4 $^1/_2$ Uhr erhielten die Kamele eine Metze Bohnen, die Pferde eine Metze Gerste vorgesetzt. Um 6 Uhr wurden die Thiere gesattelt und beladen. So ging es einen Tag wie den andern, und man gewöhnte sich an diese Ordnung wie auf einer Seereise an die Schiffsordnung oder wie als Soldat an die Kasernenordnung.

Von Djumeimeh marschirten wir am dritten Tage nach Matar, einer lieblichen, mit Palmen bestandenen und gut bevölkerten kleinen Oase. Viele Ruinen ältern und neuern Datums enthält das Thal von Matar; auch befanden sich einige Fellachenhütten daselbst, die

von Arabern bewohnt waren, welche aus einem regelrechten Gartenbau ihren Unterhalt bezogen.

Die in Matar stationirten Soldaten hatten ihre Zelte wie überall unmittelbar an der Küste errichtet. Mehrere hatten ihre Frauen nachkommen lassen und für diese unweit der Zelte Hütten aus Lehm gebaut.

Am Donnerstag, dem fünften Marschtage, langten wir abends in El Bastoun an und verblieben daselbst den Freitag über, an welchem, als dem arabischen Sonntag, für gewöhnlich nicht marschirt werden darf. Die Ruhe that Menschen wie Thieren gut; letztere lagen fast den ganzen Tag über auf der sonnigen Ebene, die müden Glieder von sich streckend.

Der Major und ich benutzten den Vormittag zur Jagd auf wilde Tauben, die in ziemlicher Anzahl in den Felsspalten der Küstenberge nisteten.

Es waren kleine Tauben mit röthlichen Federn und einem schwarzen Kranz um den Hals, die sehr gut schmeckten, aber schwer zu schießen waren. Von zahlreichen Raubvögeln, Falken und Geiern, sowie den menschlichen Geiern, den Beduinen, mußte ihnen sehr nachgestellt werden, denn sie waren sehr scheu, sodaß wir nur zwei Stück erlegten.

Außer den Tauben bekamen wir von eßbarem Wild nur noch einen Hasen zu Gesicht, ohne indeß zum Schuß zu kommen.

Wären wir Schlangenesser gewesen, dann hätten wir unsern Tisch schneller versorgt gehabt, denn auf den sonnigen, steinigen Bergen ist diese Brut reichlich vertreten, und man muß ordentlich aufpassen, daß man

nicht einer zu nahe tritt. Wenn sie den Menschen sehen, huschen sie fort und machen ihm Platz; überrascht man sie aber oder tritt sie, dann setzen sie sich gern zur Wehr. Exemplare der verschiedensten Schlangenarten von 50 cm bis etwa 2 m Länge kann man dort zu Gesicht bekommen, und der Major wußte auch von jeder, ob sie giftig und bösartig war oder nicht. Im allgemeinen hat der Aegypter keine Furcht vor Schlangen, da er von Jugend auf an ihren Anblick gewöhnt ist, ja mit Schlangen unter einem Dache schläft. Im Delta wenigstens befinden sich in den meisten Fellachenhütten Schlangen und man läßt diese Hausschlangen ruhig gewähren, weil sie nicht allein ungefährlich, sondern sogar nützlich sind, indem sie in die Häuser eindringende Skorpione aus denselben wieder vertreiben.

Von den Küstenbergen aus hatte man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die zu unsern Füßen liegende tiefeingeschnittene breite Bucht. An einigen Stellen derselben fielen die Berge als schroffe, zackige Felsen zum Meere ab, und es hatten sich dort durch die Unterspülungen des Meeres Grotten und Höhlen gebildet.

Vor diesen felsigen Partien lag eine Flotille von 10—12 Booten, die anscheinend mit der Gewinnung von Schwämmen beschäftigt waren, an welchen jene Küste sehr reich ist. Meistens sind es griechische oder arabische Schiffer aus Alexandrien, die sich zusammenthun, sich auf etliche Wochen mit Proviant versehen und nach jenen entlegenen Küsten-

strecken fahren, um die herrlichen großen Mittelmeerschwämme, auch Perlen und köstliche Muscheln zu suchen. Wenn sie tagsüber gearbeitet haben, gehen sie nachts an den kleinen, vor der Küste gelegenen Inseln ans Land und kehren nach Alexandrien erst zurück, wenn die Vorräthe verbraucht oder ihre Boote voll werthvoller Waaren sind.

Das vor uns liegende Bild war überaus fesselnd, und um dasselbe in Ruhe zu genießen, ließen wir uns auf einem der vorspringenden Felsen nieder.

Nach der Wanderung über die heiße Ebene und über steinige Berge war der Anblick der grünblauen Meeresfläche sehr wohlthuend. Noch köstlicher mußte aber ein Bad in den Fluten selbst sein.

Gesagt, gethan. Wir stiegen in einer Schlucht zum Meere hinunter, legten unsere Waffen und Kleidung ab und schwammen bald im Wasser umher. Mittlerweile kamen die Fischerboote näher an uns heran, deren Insassen bald ein Gespräch mit uns anknüpften und uns umstellten. Ihre Fragen wurden immer aufdringlicher und frecher, der Ausdruck ihrer Galgengesichter immer drohender, und der Major sowol als ich fingen an, für unsern Rückzug zu fürchten. In diesem Moment erschien über uns auf dem Felsen, auf dem wir vorhin gesessen hatten, ein bewaffneter Beduine, der uns mit freundlichen Worten aufforderte, sofort aus dem Wasser zu kommen und unsere Waffen in die Hand zu nehmen, da die Leute um uns lauter Harami, d. h. Diebe und Mörder seien. Unter dem Schutze des Beduinen, der drohend seine lange

Flinte auf die Boote gerichtet hielt, war es uns möglich, das Wasser zu verlassen und uns wieder anzukleiden. Als wir schließlich oben bei dem braven braunen Manne anlangten, wußten wir, daß wir demselben vielleicht unser Leben, jedenfalls aber unsere Kleider, Waffen und Portemonnaies verdankten, und kargten auch nicht, ihm unsern Dank in klingender Münze zu entrichten. Die Wuth des Beduinen auf die Fischer schien übrigens keine Grenzen zu haben, und er versicherte, daß er gefeuert haben würde, sobald die Fischer uns angegriffen hätten. Selbige hatten vor etlichen Tagen versucht, seine Frauen, welche zur Besorgung der Wäsche sich am Strande aufhielten, der letztern zu berauben. Nur durch eilige Flucht wären die Frauen entkommen.

Als wir in das Lager zurückkehrten und unserm Karavanenführer das Intermezzo erzählten, bestätigte derselbe das Räuberunwesen in folgender Weise:

„Es mögen wol 1 ½ Jahre her sein, als eines Vormittags ein griechischer Dreimaster in die Bucht dort unten einlief, in welcher sich, gerade wie heute, bereits eine Schwammfischerflotille befand.

„Der Dreimaster hatte Taback geladen und schickte, nachdem er Anker geworfen, ein Boot ans Land, um die anwohnenden Beduinen zu veranlassen, den Transport der Ballen nach Siwa zu übernehmen.

„Die Schwammfischer indessen, sämmtlich gewiegte Banditen und Seeräuber, gedachten das Schiff zu überfallen, die Mannschaft niederzumachen und sich in die Beute zu theilen.

„Die Ausführung eines solchen Plans ist schwer und gefährlich, aber für einen hohen Preis wird vieles gewagt, auch helfen Vorsicht, gepaart mit Entschlossenheit, Unglaubliches zu Stande zu bringen.

„Die heiße Mittagszeit und die Ermüdung der griechischen Mannschaft nach tagelanger Meeresfahrt kamen den Schwammfischern zu statten.

„Bald lag der Dreimaster friedlich in dem ruhigen Wasser der Bucht vor Anker. Der Kapitän und die aus fünf Mann bestehende Besatzung hatten sich in die Kajüte zurückgezogen und nur zwei schöne weiße Frauen, die des Kapitäns und eines Obermatrosen, waren munter und in der Küche mit der Zubereitung der Speisen für das Mittagsmahl beschäftigt.

„Geräuschlos und ohne auffällig zu werden näherten sich inzwischen die Schwammfischer, anscheinend nur ihrem Berufe nachgehend, doch plötzlich bestiegen sie in der Anzahl von 15 Mann von allen Seiten das Deck, im Nu den Kapitän, die Mannschaft und die Frauen fesselnd, noch ehe irgend jemand Zeit zur Gegenwehr gefunden hatte.

„Mit Schlägen und Stößen wurden die Gefangenen zur Herausgabe der Baarschaft aufgefordert, nachdem die Frauen, um nicht Zeugen der Gewaltmaßregeln sein zu müssen, unter Bewachung nach dem Vorderdeck gebracht waren.

„Der Kapitän und die Mannschaft, die wohl wußten, daß ihr letztes Stündlein gekommen war, weigerten sich standhaft, das schwer verdiente Geld den Räubern auszuliefern. An Händen und Füßen gebunden, wurden

sie auf den Boden gelegt und ihre Fußsohlen nach arabischer Weise mit Lederknuten bearbeitet, bis blutige Striemen zu sehen waren.

„Endlich erklärte sich der Kapitän bereit, das Geld herauszugeben, wenn man ihn der Fesseln entledige.

„Sein Wunsch wurde erfüllt, und in Begleitung von zwei arabischen Fischern stieg er in seine Kajüte hinunter, um das Geld zu holen.

„Was dort geschehen, ist nicht bekannt geworden, doch erfolgte bald eine schreckliche Explosion und ein Knall, daß die ganze Bucht widerhallte und von Rauch erfüllt war. Das Hinterdeck des Schiffes wurde vollständig zerrissen, das Wasser drang ein und bald sank das ganze Schiff in die Fluten hinunter. Von der ganzen Schwammfischerflotille waren nur vier Mann übriggeblieben, die sich sogleich in einem Boote nach dem offenen Meere flüchteten. Wer sie gewesen und wo sie geblieben, hat niemand ergründet. Die Besatzung des Schiffes, die Frauen und der Rest der Schwammfischer, wol 12 Mann, sind untergegangen, wenigstens hat die Regierung nichts anderes erfahren. Von dem ans Land geworfenen Taback konnten der Regierung nur 20 ganz durchnäßte Ballen abgeliefert werden. Wo der Rest geblieben ist, weiß nur allein Allah und" — hier schwieg der Beduine, dem Major einen verschmitzten Blick zuwerfend. „Nun, rede nur, Schech", versetzte der Major, „wir wollen nichts sagen, erzähle, was ist aus den übrigen 500 Ballen geworden, die nach der Explosion auf dem Meere schwammen und ans Land gespült wurden? Wurde

niemand sonst gerettet? Erzähle nur, Schech, du weißt es ja!"

„Nun", hob der Beduine wieder an, „ich will erzählen, was ich unter Brüdern gehört.

„Von den Booten der Schwammfischer waren drei Stück unversehrt geblieben, die von den Beduinen, welche der Explosion zugesehen hatten, aufgefischt und bestiegen wurden. Mit den Booten retteten sie zunächst die Frauen und zwei Mann der gefangenen Mannschaft des Schiffes, die sich nach dem aus dem Meere noch hervorstehenden Vorderdeck geflüchtet hatten. Alsdann fischten sie die auf dem Wasser schwimmenden Ballen auf. Sie haben eine reiche Ernte gehabt. Da die geretteten Frauen und die Mannschaft indessen mit angesehen hatten, wieviel Taback aufgefischt war, konnten sie nicht freigegeben werden. Sie hätten sonst verrathen, wo der Taback geblieben.

„Die weißen Frauen sowol als die Männer wurden demnach — nicht getödtet, sondern — nach dem Innern der Wüste gebracht und dort verkauft, erstere als herrliche Zierden des Harems eines gläubigen Mannes, letztere als Sklaven. Die Frauen sind wohl versorgt, das weiß ich bestimmt. Mögen sie ihren Rettern dankbar sein! Insch Allah! Der Taback ist gleichmäßig unter die Beduinen vertheilt worden, und nichts wünschen letztere mehr, als daß Allah ihnen bald wieder solchen Segen ans Land werfe. Allah kerim!"

Ein langgedehntes „Ah" des Majors, dem ich mich anschloß, belohnte den Schech für seine Erzählung.

Eine kurze Pause trat ein, doch bald erhob der

Major noch die Frage: „Sage, Schech, wodurch entstand denn so plötzlich die Explosion und wer führte sie denn herbei?"

„Die Explosion", erwiderte der Schech, „soll von dem Kapitän selbst veranlaßt worden sein, der unter dem Vorwand, er öffne die Schatzkammer, wahrscheinlich mit einem Lichte die Pulverkammer betrat und das Licht in ein offenstehendes Pulverfaß warf, sich selbst und die Räuber dem Tode übergebend. Hochauf spritzten die Wellen, Stücke von Menschen und Schiffstheilen flogen in die Luft und wieder in das Meer zurück. Dann aber war alles vorüber, und die Zuschauer der Katastrophe, die Beduinen und die Haifische, vertheilten das Erbe unter sich."

„Allah, Allah", brummte der Major vor sich hin, „Allah kebir! In vielen Schlachten habe ich mitten im Feuer gestanden und mich nicht gefürchtet. Aber solcher Explosion möchte ich nicht beiwohnen, zumal nicht auf dem Wasser. Allah mag davor mich bewahren!"

Am folgenden Tage durchritten wir ein hügeliges, steiniges Terrain, auf welchem die Kamele nur sehr langsam vorwärtskamen. Die breiten fleischigen Sohlen der Kamele sind für steiniges Terrain nicht eingerichtet. Die spitzen Wüstensteine dringen häufig tief in die Sohlen ein oder klemmen sich zwischen den Zehen fest, sodaß sie nur von sachkundiger Hand entfernt werden können.

Die Pferde der Soldaten waren bisjetzt nicht beschlagen gewesen, hier aber auf dem steinigen Boden

mußten wir sie mit türkischen Eisen versehen. Letztere sind im wesentlichen dünne Volleisen, in deren Mitte eine thalergroße Oeffnung gelassen ist. Auch meinem Pferde, das bis dahin englische Eisen getragen, ließ ich ein türkisches Eisen auflegen, das sich auf jenem Terrain außerordentlich bewährte.

Für größere Heerden bietet diese steinige Gegend nicht genügend Nahrung und sie ist deshalb fast unbewohnt. Nur ein einziges Beduinenzelt bekamen wir während des ganzen Tages zu Gesicht. Unser Karavanenführer drang darauf, in der Nähe des Zeltes, das auf der Hälfte unsers Marsches lag, einen kurzen Halt zu machen, um die Füße der Kamele revidiren und die spitzen Steine, die etwa in die Sohlen eingedrungen wären, entfernen zu können; auch sei daselbst ein Brunnen, dessen Wasser nicht sehr salzig wäre.

Als wir uns dem Zelte näherten, kam uns dessen Besitzer entgegen und lud uns ein, bei ihm zu rasten.

Es war ein langer, hagerer Mann, Mitte der dreißiger Jahre, mit braunem Gesicht und leicht gekrümmter Adlernase. Im Bewußtsein seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit machte er einen stattlichen, gebieterischen Eindruck. Da seine Frauen abwesend waren, um, wie er uns mittheilte, in einer nahegelegenen Thongrube Kochgeschirre zu formen, die er sich dann über einem Feuer selbst brenne, konnten wir das Zelt betreten, welches uns wenigstens für einige Zeit den Sonnenstrahlen entzog.

Einige Gersten-, Bohnen- und Häckselsäcke, eine kleine Handmühle zum Mahlen von Bohnen und Gerste,

etliche Eimer und eine breite hölzerne Waschschüssel, wie sie allgemein im Orient üblich sind, bildeten den ganzen Inhalt des Zeltes. Die augenblicklich für uns ausgebreiteten Häckselsäcke schienen auch als Nachtlager zu dienen, wenigstens waren im Zelte andere Vorrichtungen zu diesem Zwecke nicht zu sehen.

Nachdem wir uns niedergelassen, bot uns der Beduine einen Topf mit Milch an, ließ uns aber dann allein, um bei dem Tränken behülflich zu sein. Der gute Wille, den der Mann bekundete, indem er uns die Milch offerirte, war zwar anerkennenswerth; zu trinken aus einem Topfe, der außen wie innen so unsauber war, daß man ihn bei uns in der That kaum einem Hunde vorsetzen würde, war uns aber ganz unmöglich. Wir rauchten unsere Cigaretten, ließen uns von unserm Koch einen Becher Wasser geben und begnügten uns damit, dem Beduinen für seinen guten Willen immerhin einen Backschisch gewährend.

Seinen Hauptverdienst schien der einsam wohnende Wüstensohn aus dem Verleihen seiner Eimer an vorbeipassirende Karavanen zu ziehen, und auch von dem Schech unserer Karavane erhielt er bei Beendigung des Tränkens das übliche Geschenk von 5 Piaster.

Am Abend des siebenten Tages nach dem Abmarsch von Abusir lagerten wir in Metairie, am achten Tage in Aboulac, am neunten in Tesaui, am zehnten in Ras Halem und erreichten am elften Tage eine tief-eingeschnittene Bucht, kaum zwei Tagereisen von der tripolitanischen Grenze entfernt. Nach dieser Bucht waren die Truppen von der Grenze zurückgezogen,

weil einerseits ein lebhafter Verkehr von der Bucht aus nach der Oase Siwa bestand und sich andererseits auch in der Nähe derselben mehrere Karavanenstraßen kreuzten, sodaß eine stärkere Truppenmacht nöthig war, um die Autorität der Regierung zu wahren und den Zweck der längs der Küste vertheilten Truppen genügend zu erreichen.

Funfzehn Reiter zu Pferd, fünf Kamelreiter, zehn Mann Infanterie und ein Boot mit zwölf Marinesoldaten waren hier unter dem Befehl von zwei arabischen Offizieren an der Bucht vereinigt, bei welcher wir nun den Rest unsers Proviants und der mitgeführten Fourrage abladen konnten.

Unsere Karavane hatte an der Bucht ihre Aufgabe beendet. Der Karavanenführer mit seinen Thieren konnte nunmehr entlassen werden. Den Rückmarsch wollten der Major und ich allein ausführen und wir behielten nur vier Reiter und so viel Lastthiere bei uns, als zum Transport unserer Effecten, des Proviants und der Fourrage für unsere Thiere nothwendig waren, im ganzen sechs Kamele.

Muhammed Schakri, der Schech unserer Beduinen, erhielt am Ende seiner Mission kein baares Geld, sondern nur eine Bescheinigung, daß er seinen Auftrag zu unserer Zufriedenheit ausgeführt habe. Gegen Vorzeigung dieses Attestes an der Regierungshauptkasse in Alexandrien sollte ihm der ausbedungene Lohn von 8 Frs. pro Kamel ausgezahlt werden.

Interessant war es, den Beduinenschech zu beobachten, nachdem er sein Attest in Händen hatte.

560 Frs. (8 mal 70) war dasselbe werth; wenn er indeß rechnete, daß er neun Tage ohne Ladung mit der Kolonne marschiren mußte, ehe er wieder das Delta erreichte bei den gleichen Spesen wie bisher, so schien ihm das Geld wieder nicht ausreichend zu sein. Er berief also seine sämmtlichen Leute, neun bis zehn, wie zu einem Kriegsrath in sein Zelt zusammen. Um ihren Führer gruppirt, kauerten die Beduinen sämmtlich am Boden und lauschten seinen Worten. Die langgedehnten „Ah" und „Taib" ließen vermuthen, daß man mit seinen Vorschlägen einverstanden war. Als der Kriegsrath beendet, kam uns Muhammed mit der Mittheilung entgegen, daß er am folgenden Morgen nach Süden, nach der Oase Siwa, aufbrechen würde. Er hoffe, dort eine Rückfracht von Datteln für Skandrie (Alexandrien) oder Masr (Kairo) zu erhalten.

In drei bis vier Tagen würde er den westlichsten Theil der Oase erreichen, von wo aus der Weg nach Alexandrien sehr viel schöner sei als längs des Meeres. Er bedauerte sehr, daß wir ihn nicht begleiten könnten, doch seien Europäer in Ouach el Siwa (Oase Siwa) ihres Lebens nicht sicher, und selbst Türken würden von der fanatischen Bevölkerung nur höchst ungern geduldet.

Der Schech erzählte von zwei Franzosen, die vor zwei Jahren als Beduinen verkleidet nach der Oase gekommen seien, um getrocknete Datteln zu kaufen, von der Bevölkerung indessen als Europäer und Nusrâni (Christen) erkannt und gesteinigt worden wären.

In der folgenden Nacht — es war noch dunkel und wol kaum 4 Uhr früh — weckte uns Muhammed Schakri, um uns Lebewohl zu sagen, mir aber vorher noch zu zeigen, wie man jungen Kamelen das Tragen von Lasten lehrt, da er wußte, daß ich mich dafür interessirte.

Fünf junge Kamele hatte er in seiner Heerde, die bisher unbelastet nebenher gelaufen waren. Jetzt sollten sie auf dem Wege nach Siwa die erste Bürde auf sich nehmen, die selbstverständlich nur in ganz kleinen mit Häcksel gefüllten Säcken bestand.

Obgleich die Thiere kaum etwas größer als eine Hirschkuh waren, gehörten schon drei Beduinen dazu, eins derselben festzuhalten und zum Niederknien und Niederlegen zu bringen. Sobald es lag, legte man die Unterschenkel genau unter die Oberschenkel und verband erstere mit letztern durch einen Strick, sodaß das Thier sich nicht erheben konnte. Zunächst sollten sie in dieser Positur liegen lernen und liegen bleiben, als Vorübung zum Satteln und Beladen.

Als ihnen die Säcke aufgelegt wurden, geberdeten sie sich ganz närrisch und zitterten am ganzen Körper, sich fortwährend nach der unschuldigen Last umsehend.

Endlich löste man ihre Fesseln und sie standen auf. Die Angst vor den auf ihren Rücken bei jeder Bewegung hin- und herwackelnden Säcken hatte ihren höchsten Grad erreicht. Ihr Anblick war ganz drollig; mit ängstlichen Geberden und zitternd betrachtete eins das andere, und als endlich eins derselben sein Heil

in der Flucht suchte und sich des Sackes entledigen wollte, erhoben sämmtliche ihre Schwänze und stoben auseinander, als wenn der Teufel unter sie gefahren sei. Solch komisches Bild hatte ich lange nicht gesehen und das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Wie Furien rasten die jungen Thiere über die Ebene hin, wobei ihrer zwei das Glück hatten, die Säcke loszuwerden. Ein drittes hatte dafür das Unglück, daß der Häckselsack vom Rücken unter den Bauch rutschte und hier auch während des Laufens und während der Bocksprünge hängen blieb. In Zeit von zwei bis drei Minuten fiel das Thier wol zwanzigmal zu Boden und raffte sich immer wieder auf, ohne daß der schreckliche Sack seinen Platz verändert hätte.

Diese Scene erinnerte mich lebhaft an das Sacklaufen im Cadettencorps, wo bei festlichen Gelegenheiten 10—12 kleine Cadetten in große Kartoffelsäcke gesteckt werden, die man über den Schultern zubindet. Auf ein gegebenes Zeichen müssen die lebendigen Säcke einen Wettlauf beginnen, bei dem schließlich niemand siegt, weil keiner der Säcke das Ziel erreicht, sondern alle Theilnehmer vor Lachen und vor Ermüdung durch das ewige Hinfallen unterwegs liegen bleiben.

Dem armen Kamele erschien die Situation, in die es gerathen, durchaus nicht spaßhaft und lächerlich, denn als es die Beduinen schließlich einfingen, zitterte es dermaßen und war so erhitzt, daß sie es nicht für angezeigt hielten, die Uebung mit dem Sacke bei diesem armen Geschöpfe heute noch länger fortzusetzen.

Dagegen sollten diejenigen Kamele, deren Säcke

sich unfreiwillig von ihnen getrennt hatten, die Procedur noch einmal durchmachen. Bei dieser Gelegenheit mußte ich die Schnelligkeit und Gewandtheit der Beduinen bewundern; es galt, die frei umherlaufenden und scheu gewordenen Thiere einzufangen, um sie zum Niederknien zu zwingen. Wie Windhunde setzten die Beduinen hinter den jungen Kamelen her, und sobald sie an ihrer Seite angelangt waren, hängte sich einer von ihnen dem Thiere an den Hals und ließ sich von ihm solange fortschleppen, bis es mit ihm zusammenbrach. Alsdann warf sich auch der zweite Beduine auf den Rücken des Thieres und hielt es auf dem Boden solange fest, bis der Oberschenkel mit dem Unterschenkel verbunden und ein freiwilliges Aufstehen unmöglich gemacht war. Die Komödie konnte nun von neuem beginnen.

Als die Sonne ihre ersten goldigen Strahlen über die Ebene sandte, setzte sich Muhammed mit seinem Troß in südlicher Richtung in Bewegung. Noch von weitem schwenkte er sein Gewehr und schoß es ab, den letzten Gruß uns zusendend. Bald verschwand er mit seiner Karavane in dem welligen Terrain. —

Der Major und ich blieben mit unsern Reitern und den wenigen Lastthieren zwei Tage lang an der Bucht und kehrten dann in beschleunigten Märschen auf demselben Wege, den wir gekommen, ich selbst nach Abusir, der Major nach Alexandrien zurück.

Während der fast dreiwöchentlichen Begleitung des türkischen Majors lernte ich denselben in militärischer wie cavaleristischer Beziehung so schätzen, daß

ich ihn später in Alexandrien stets besuchte, sobald ich beim Ankauf von Pferden oder in sonstiger hippologischer Beziehung eines guten Rathes bedurfte. Das was ich über ihn, theils durch seine eigenen Erzählungen, theils aus dem Munde dritter erfahren, gebe ich hier wieder, weil diese Notizen einen neuen Einblick in orientalische Verhältnisse geben.

Wann er geboren sei, wußte der Major weder mit dem Tage noch Jahre anzugeben, auch hatte er seine Eltern nicht gekannt, da er noch als kleiner Bursche von türkischen Reitern auf einem Kriegszuge seinen Eltern entführt wurde. Nur soviel war ihm bekannt, daß er ein Kind rumelischer christlicher Eltern sei. Zum Mohammedaner gemacht, hatte er dann durch sein gewandtes Reiten die Aufmerksamkeit eines Paschas auf sich gelenkt, der ihn in einer Militärschule unterbrachte. Aus der Militärschule kam er als Offizier in die türkische Armee und später auf Wunsch des ägyptischen Vicekönigs Said-Pascha nach Aegypten, um aus ausgedienten türkischen Soldaten daselbst ein Gendarmeriecorps zu bilden. Die Regierung zahlte dem Major allmonatlich eine bestimmte Summe aus, von welcher er sämmtliche Gehälter und Unterhaltungskosten seines fast 300 Köpfe starken Corps zu bestreiten hatte. Die Disciplin in seinem Corps war ausgezeichnet, doch wurde die Autorität der Polizei und die Achtung vor der Staatsgewalt zuweilen durch grausame Härte hergestellt und aufrecht erhalten. Der in jener Zeit erwachende Nationalsinn der Aegypter machte die Beaufsichtigung des ägyptischen Staates durch diese türkischen Soldaten

unmöglich, und schließlich wurde sein Corps durch Nationalägypter ersetzt.

Um aber dem verdienten Condottiere — und ein solcher mittelalterlicher Bandenführer war Muhammed in der That — das Brot und den Unterhalt nicht zu entziehen, verwandte man ihn mit seiner Truppe von nun ab zu besondern Aufträgen, übertrug ihm auch die Bewachung und Führung der alljährlich von Kairo nach Mekka ziehenden großen Karavane.

Mehrere Jahre gelangte diese Karavane, die den alljährlich von der Stadt Kairo für die Kaaba in Mekka gespendeten Teppich mit sich führte, unter Muhammed's und seiner Soldaten Schutz wohlbehalten an ihren Bestimmungsort und wieder zurück.

Alsdann wurde sie aber in zwei Jahren hintereinander nachts von Beduinen überfallen und viele Pilger ihrer Habe beraubt.

Ehe Muhammed's Soldaten auffaßen, waren die Diebe auf ihren schnellen Pferden bereits verschwunden, sodaß man den irregulären türkischen Reitern schließlich auch die Bewachung der großen Karavane abnahm. An ihrer Statt begleiten eine oder zwei Schwadronen regulärer ägyptischer Cavalerie die frommen Pilger jetzt von Kairo nach Mekka und wieder zurück.

Von der frühern numerischen Stärke büßte das Corps viel ein, doch blieb die Organisation noch die gleiche.

Jeder Reiter, der in dasselbe eintreten wollte, mußte türkischer Cavalerist gewesen sein, sich selbst mit gutem Pferde beritten machen und sich selbst bewaffnen.

Außer einigen Naturalien, wie Reis, Zwieback, Salz, Fleisch und Kaffee, erhielt jeder Mann 3 ägyptische Pfd. (etwa 78 Mark). Für Hufbeschlag hatte jeder selbst aufzukommen, während die Fourrage vom Staate resp. vom Major Muhammed geliefert wurde.

In allen ägyptischen Feldzügen der letzten zwei Decennien hatte Muhammed mit seinem Corps mitgewirkt, und zahlreiche Narben an seinem Körper bewiesen, daß es oft harte Kämpfe gewesen, die er erlebt. Aber kein Feldzug schien ihm solche bleibende und unangenehme Erinnerungen zurückgelassen zu haben, als die kurze Expedition des Prinzen Hassan nach Abessinien. Der nächtliche Ueberfall der Abessinier, die grausame Niedermetzelung der noch in ihren Zelten liegenden Soldaten, das Gestöhne der Verwundeten und das Geschrei der schwarzen Unholde, dies alles habe er noch in solch lebhafter Erinnerung, als ob es erst gestern passirt sei. Von seiner 150 Mann starken Truppe hätten nur er und 32 Soldaten sich retten können, und wohl denen, die gleich getödtet worden seien, denn die Abessinier hätten die barbarische Sitte, sämmtliche mohammedanische Gefangene zu entmannen und dann als Sklaven zu verwenden. Als ich nach der Ursache dieser grausamen Behandlung der Gefangenen fragte, erhielt ich zur Antwort, daß den Abessiniern augenscheinlich daran gelegen sei, Mohammedaner nicht in den Himmel kommen zu lassen. Eine Sure (Kapitel) des Koran erkläre, daß der Prophet Mohammed, welcher im Himmel zur rechten Hand Gottes sitze, keinen Entmannten in

den Himmel lasse, dieselben vielmehr in die Hölle verweise.

Die Angst, welche die Aegypter vor den Abessiniern haben, hat darin ihren Grund, denn keiner von ihnen wünscht den Zutritt zum Himmel, zum köstlichen mohammedanischen Paradies voller schöner Huris, sich zu verscherzen.

Zu der Flucht vor den Abessiniern hatte einer der Soldaten des Majors diesem mit eigener Lebensgefahr verholfen. Aus Dankbarkeit nahm der Major die Schwester dieses Soldaten zur Frau, eine Ehre, auf die der Soldat, ein geborener Kurde und tüchtiger, gut berittener Reiter, sehr stolz war. Wie viele Frauen der Major besaß, konnte ich allerdings nicht erfahren, da es unter Mohammedanern für unschicklich gilt, nach solchen Dingen zu fragen, und für unmännlich, sich neugierig zu zeigen, namentlich was den Harem anbelangt.

Das patriarchalische Verhältniß, in welchem die Soldaten zu ihrem ergrauten Führer standen, und die echt soldatische Erscheinung desselben erinnerten mich an gewisse mittelalterliche Führer deutscher, italienischer und französischer Söldnerhaufen, die der berühmte Militärschriftsteller und Kenner jener Zeitepoche, Hauptmann Jähns (später Oberstlieutenant) als Lehrer an der Kriegsakademie zu Anfang der siebziger Jahre so trefflich zu schildern verstand.

Was aus dem Major Muhammed Rheli und seinem Corps geworden, habe ich nicht erfahren, vermuthlich hat ihn die englische Occupation aus Aegypten vertrieben.

---

18. Schluß.

Wollte jemand alles erzählen und beschreiben, was er während eines fast fünfjährigen Aufenthalts in Aegypten an Merkwürdigem gesehen und gehört hat, — er müßte jahrzehntelang schreiben und vermöchte den Stoff dennoch nicht zu erschöpfen.

Bei jedem Schritt, den man auf ägyptischem Boden macht, sieht man Gestalten, die uns Nordländern wunderlich erscheinen; fortwährend lernt man neue Sitten und Gebräuche kennen, die uns zu Vergleichen mit den Verhältnissen unsers nordischen Vaterlandes auffordern.

Die Gesichtsfarbe, die Kleidung, selbst der Gang der Menschen ist in Aegypten anders als bei uns; dazu wirkt das absonderliche Aussehen der Straßen mit ihren kleinen Häusern, Bazaren und ihrer erstaunlichen Regellosigkeit äußerst anregend auf die Phantasie.

Man sucht fortwährend nach dem Grunde, warum die Welt um uns so regellos und zwanglos aussieht, man will die Grundsätze erkennen, nach denen sie aufgebaut ist und merkt erst viel später, daß sie ohne Ordnung, ohne Vernunftsgründe entstanden ist und lediglich deshalb ein „orientalisches“ Gepräge trägt. Straßenordnung und Baupolizei sind den Aegyptern jahrtausendelang unbekannte Dinge gewesen und erst dort, wo sich Europäer unter ihnen niederlassen, halten sie im Nillande wieder Einkehr.

Bei den oft prächtigen Moscheen geht der Fremde meist mit einer gewissen Scheu vorüber. Kaum wagt

er durch die offenen Thüren einen Blick in das Innere dieser Gottestempel zu werfen.



Weibliche Tracht.

Zu jeder Tageszeit sind dieselben geöffnet, wie katholische Kirchen, aber nur für die Gläubigen, nicht für die Ungläubigen, für Nusrâni (Christen) und Juhudi (Juden). Als Christ oder Jude würde man das Leben wagen, wollte man die Schwelle einer Moschee überschreiten.

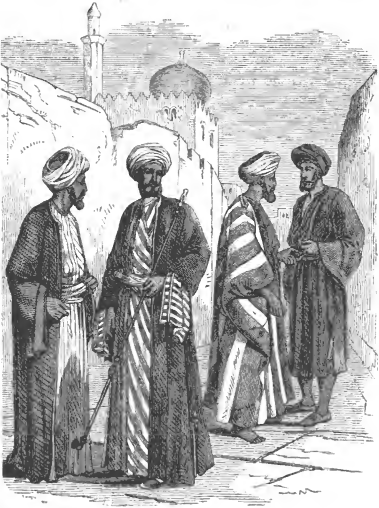
Als ob ein wahrer Tempel Gottes durch den Eintritt eines Andersgläubigen entweiht würde! Welch Fanatismus!

Doch brauchen wir Christen nicht allzu stolz auf die Mohammedaner herabzusehen, denn etwas Fanatismus haben auch wir in unserer Religion und ebenso auch die Juden. Letztere besitzen z. B. noch heute in Jerusalem einen sogenannten „Heiligen Platz“, den kein Christ und kein Mohammedaner betreten darf, widrigenfalls er von den am Platze wohnenden Juden unbarmherzig gesteinigt wird.

Die mohammedanische Religion ist um eine Einrichtung zu beneiden, und das sind die Karavanserais oder Gasthäuser, die mit den Moscheen verbunden sind. Diese Karavanserais sind in der Nähe der Moscheen gelegene Höfe und Hallen, welche zur Aufnahme von Karavanen und einzelnen Reisenden bestimmt sind.

Von der Moschee aus bezahlte Leute übernehmen daselbst die Verpflegung der Menschen und Thiere, wofür reiche Leute eine Kleinigkeit entrichten, während armen Reisenden die Verpflegung unentgeltlich gewährt wird. Auch die innere Einrichtung der Moschee bietet manches, was uns zum Nachdenken veranlaßt, unter anderm die Verbindung jeder Moschee mit einem Bade-

bassin, in welchem jeder die Moschee Betretende sich säubern kann, bevor er seine Gebete verrichtet.



Männliche Tracht.

Wenn auch ähnliche Einrichtungen bei uns nicht am Platze sind, so muß man doch gestehen, daß der Islam die Verhältnisse der südlichen Länder in hervorragender Weise berücksichtigt hat.

Zum Besuch der Moschee sind nur Männer zugelassen, da nach Ansicht der Orientalen Männer nicht andächtig sind, wenn sie Frauen vor Augen haben. Das weibliche Geschlecht ist auf die Andacht im Hause angewiesen.

Auch bei den altägyptischen Christen, den Kopten, ist dieser orientalischen Ansicht insofern Rechnung getragen, als die von den Frauen besetzten Abtheilungen in den Kirchen mit undurchsichtigen Holzgittern umgeben sind, sodaß die Frauen hinter den Gittern nicht beobachtet werden können.

Das Charakteristische des Islam, die Polygamie, ist zugleich sein größtes Uebel. Alle sonstigen Vorzüge der Moslems, große Frömmigkeit, Nüchternheit, Anspruchslosigkeit, sie alle werden wieder aufgehoben durch die Polygamie und ihre Folgen, welche nichts anderes als eine unerhörte Erniedrigung, Misachtung und Vergewaltigung des weiblichen Geschlechts sind. Auf dieselbe näher einzugehen, halte ich hier nicht am Platze. Wer hierüber Belehrung sucht, wird sie ohne große Mühe in verschiedenen andern Schriften finden.

Aus freien Stücken wird die große Menge der Mohammedaner von der Polygamie nicht ablassen, sodaß eine Aenderung in dieser Beziehung wahrscheinlich nur durch kriegerische Umwälzungen und durch äußere Macht- und Zwangsmittel herbeizuführen ist. Ob indeß

der Zweck solche Mittel heiligt, das zu entscheiden überlasse ich competenteren Personen.

Was die gegenwärtige Regierung anbelangt, so ist dieselbe gewiß bestrebt, nach besten Kräften das Wohl des Landes zu fördern. Aber in das ägyptische Chaos Ordnung und Zucht und in die zerfahrenen ägyptischen Finanzverhältnisse das Gleichgewicht zu bringen, dazu gehören die vereinten Kräfte der Regierung und auch des Volkes. Der Mehrheit des ägyptischen Volkes fehlt aber vor der Hand noch ein genügendes Verständniß für große culturelle und politische Aufgaben; zudem setzt der Islam allen durchgreifenden socialen Reformen noch unübersteigliche Hindernisse entgegen, die selbst das ägyptische Staatsoberhaupt nicht wegzuräumen vermag.

Schließlich möchte ich noch das Schicksal erwähnen, das meinen Chef Morice-Bey ereilte, als ich bereits Aegypten verlassen hatte.

Vom Scheitel bis zur Sohle Soldat und energisch, wie ich in Aegypten keinem zweiten Menschen begegnet bin, wollte Morice-Bey nicht in Unterägypten bleiben, als seine Landsleute im Verein mit Aegyptern im Jahre 1882 nach dem Sudan zogen, um den unglücklichen Gordon-Pascha zu retten.

Morice-Bey bat beim Vicekönig, ihn nach dem Sudan abkommandiren zu wollen. Der Vicekönig Tewfik-Pascha lehnte dieses Gesuch Morice-Bey's ab, mit der Motivirung, daß er denselben auf seinem Posten nicht vermissen könne, dieser Posten dem thaten-

und kriegslustigen Bey ja überdies genügend Gelegenheit biete, seine militärischen Talente zur Geltung zu bringen.

Morice-Bey ließ indeß nicht ab, immer wieder den Vicekönig zu bestürmen, bis dieser seinem Wunsche willfahrte.

Mit der Armee von Hicks-Pascha zog er endlich nach dem Sudan, einem unerwarteten schnellen Ende entgegen. Die Armee bestand größtentheils aus ägyptischen Truppen mit englischen Offizieren.

Als der Feind in großen Massen die Truppen angriff, flohen die ägyptischen Soldaten in schmachvoller Eile und Bestürzung davon. Nicht so ihre tapfern englischen Führer. Mit den Waffen in der Hand wehrten sie sich bis zum letzten Augenblicke, und sämmtliche englische Offiziere, unter ihnen Morice-Bey, fanden einen ehrenvollen Heldentod.

Das frühe Hinscheiden Morice-Bey's war ein großer Verlust für Aegypten wie für England, deren Interessengemeinschaft er vertrat und in seiner Person verkörperte. Morice-Bey war ein ebenso tüchtiger Engländer als Aegypter und ein Mann, der alle körperlichen und geistigen Fähigkeiten besaß, eine große Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Das Amt als Generalinspector der Küstenwache, das ihm der Vicekönig anvertraut hatte und das vorher noch kein Beamter, weder Araber noch Europäer, sachgemäß hatte verwalten können, — Morice-Bey füllte diesen Posten bei seiner fast übermenschlichen Kraft und Energie mit Leichtigkeit aus und erntete dort Lorbern, wo andere Schande davongetragen hatten.

So kurz sein Wirken in Aegypten gewesen — kaum sechs Jahre hat er daselbst zugebracht — so glanzvoll war es, und sein Name ist in die ägyptische Geschichte für ewige Zeiten aufgenommen.

Ich habe in Aegypten viele gute und nur wenig böse Tage erlebt und ich hätte das Land nicht wieder verlassen, wenn nicht eine schwere Krankheit, die ich im Dienste mir zugezogen, mich dazu gewungen hätte. Eine große Anzahl wirklicher Freunde, unter Arabern wie Europäern, ließ ich in Aegypten zurück, die ich ebenso gern wie das Land selbst einmal wiederzusehen wünsche. Aegypten kommt mir fast wie eine zweite Heimat vor oder wie ein gastliches Haus, in dem man längere Zeit freundliche Aufnahme gefunden hat und an das man gern zurückdenkt.

Möge das Land auf friedliche Weise Mittel und Wege finden, der Ordnung und Gesittung zum Siege zu verhelfen, der Ungerechtigkeit Herr zu werden und den Fanatismus zu unterdrücken!

Möge an den herrlichen Fluten des Nils ein Volk heranwachsen, das, eingedenk seiner großen Vergangenheit, Aegypten wieder zu früherer Macht und Größe, zu früherm Ansehen und Reichthum zurückführt!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KARTE von UNTER-ÄGYPTEN.



Maßstab 1: 3000000.

10 5 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 *Kilometer*